

HEINER EICHNER

## Probleme von Vers und Metrum in epichorischer Dichtung Alt Kleinasiens

### Inhaltsübersicht:

- § 0. Einleitung
- § 1. Hethiter: Epen
- § 2. Hethiter: Das Lied von Nesa
- § 3. Luvier: WATKINSScher Wilusiadenvers und Verwandtes
- § 4. Lyder: Versbau und Strophengliederung
- § 5. Sideten: Verskunst wie bei den Lydern?
- § 6. Lykier: Metrik in Lykisch B (neue Entschlüsselung)
- § 7. Hattier: Metrik der Wechselgesänge (neue Entschlüsselung)
- § 8. Rückblick und Ausblick
- § 9. Appendix: TL 44c 32ff. (metrische Analyse)

0. Im Bereich der poetischen Formensprache überschneiden sich die Arbeitsgebiete von Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft. Der Bau der Silben, der Klang der Wörter, die Regeln für die Wortstellung, der natürliche Sprechrhythmus und der Akzent sind die Voraussetzung vieler poetischer Kunstmittel, oder, kurz formuliert, die jeweilige *Sprachform* ist die Grundlage der *Formensprache* einer Sprach- und Kulturgemeinschaft.

Selbst dort, wo die Poetik von auswärts importiert wird und eine neue einheimische Tradition ermöglicht, wirkt sich die epichorische Sprache auf sie aus, wie man am Beispiel des Lateinischen ersehen kann.

Die Indogermanische Sprachwissenschaft ist unter anderem auch mit einem umfangreichen Korpus poetischer Denkmäler befaßt. Gar nicht wenige aus ihrer Zahl können zu den ästhetisch schönsten, inhaltlich wertvollsten und technisch interessantesten Erzeugnissen der Weltliteratur gerechnet werden. Man braucht hier nur an die altindischen Hymnen des Rig- und Atharvaveda, die avestischen Gāthās des Religionsstifters Zarathustra, die beiden homerischen Epen Ilias und Odyssee, die altgriechische Lyrik seit Archilochos, die Chorlieder der attischen Tragödie, die keltische Poesie, oder an die altwestnordische Dichtung skaldischer und eddischer Prägung zu erinnern.

Natürlich stellt sich hier die Frage nach gemeinsamen Vorstufen, und es gibt bemerkenswerte Versuche zur Rekonstruktion einer urindogermanischen Dichtersprache und selbst einer Metrik<sup>1</sup>. Man stützt sich dabei gerne auf das riesige Material des Indo-

---

<sup>1</sup> Grundlegend A. MEILLET, *Origines indo-européennes des mètres grecs*. Paris 1924; ferner etwa G. NAGY, *Comparative Studies in Greek and Indic Metre*. Cambridge/Mass. 1974; J. KURYŁOWICZ, *Metrik und Sprachgeschichte*. Wrocław u. a. 1975 (Polska Akademia Nauk, Komitet Językoznawstwa, Prace językoznawcze. 83). Zu vergleichen ist P. SWIGGERS, *The Indo-European Origin of the Greek Meters. Antoine Meillet's Views and Their Reception by Émile Benveniste and Nikolai Trubetzkoy*, Seiten 199–215 (213–215 Literaturangaben) in: *Perspectives on Indo-European Language, Culture and*

iranischen und Griechischen, und versucht, aus der Übereinstimmung silbenzählender äolischer und indoiranischer Gedichte auf die ursprüngliche Beschaffenheit ererbter poetischer Technik zu schließen<sup>2</sup>.

Allerdings ist deutlich, daß die indoiranische und die griechische Dichtung schon auf ihrer ältesten überlieferten Stufe eine jeweils hochartifizielle Technik aufweisen, die längere Kunstübung in vorgeschichtlicher Zeit zur Voraussetzung haben muß. Die Unterscheidung von Ererbtem und Neuerworbenem ist hier nicht leicht. Bestandsaufnahme, interne Analyse und Bewertung im geographischen und kulturellen Kontext erscheinen deshalb als vordringlich gegenüber weitausgreifender vergleichender Rekonstruktion.

Insbesondere für das Griechische sind intensive Beziehungen zu anderen poetischen Traditionen des Mittelmeerraumes und des Vorderen Orients zu vermuten<sup>3</sup>. Es ist Anliegen meines Vortrags, auf das interessante Korpus poetischer Texte aus der nächsten Nachbarschaft Griechenlands — Kleinasien — nachdrücklich hinzuweisen. Freilich sind diese Verstexte zunächst stumm und müssen erst wieder zum Klingen gebracht werden. In Ermangelung einer antik-kleinasiatischen Poetologie sind dafür die Grundzüge der Verskunst — anders als bei Indern und Griechen — vom modernen Leser selbst zu eruieren. Eine Methodologie für die Dechiffrierung von Versstrukturen ist aber bislang noch nicht entwickelt worden.

Man ist hier also zunächst vor allem einmal auf intuitives Erfassen der Versmuster angewiesen, dessen Berechtigung dann durch wissenschaftliche, intersubjektiv nachvollziehbare Explikation zu überprüfen ist. Ich nehme zunächst eine kurze Bestandsaufnahme vor.

Man kennt aus dem 2. und 1. Jahrtausend v. Chr. in Kleinasien bislang neun in eigenen Texten überlieferte Sprachen der hethitisch-luvischen Gruppe, nämlich

Hethitisch, Palaisch, Keilschriftluvisch, die Keilschriftsprachen des 2. Jahrtausends v. Chr. also,

dann das die dunklen Jahrhunderte überbrückende Hieroglyphenluvische, und weiter die in Alphabetschrift notierten Sprachen des 1. Jahrtausends v. Chr., nämlich

Lykisch, Karisch, Lydisch, Sidetisch und Pisidisch.

Über die Hälfte dieser Sprachen besitzt eine überlieferte Poesie.

An anderen Sprachen kommen aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. hinzu

nichtindogermanisch: Hattisch, Hurritisch, Sumerisch, Assyrisch-Babylonisch, alle mit Literatur (auch Poesie), ferner weist eine Spur des indogermanischen Mitanniarchen auf die Anwesenheit einer weiteren Komponente in diesem Raum<sup>4</sup>.

*Religion. Studies in Honor of Edgar C. Polomé.* McLean 1991 (Journal of Indo-European Studies, Monograph Number Seven).

<sup>2</sup> MEILLET, NAGY, KURYLOWICZ (oben Anm. 1), ferner etwa neuere Spezialliteratur zum griechischen Hexameter wie J. F. VIGORITA, KZ 91 (1977) 288–299; N. BERG, MSS 37 (1978) 11–36; E. TICHY, Glotta 59 (1981) 28–67. — Abkürzungen wie in *Bibliographie linguistique* und *Indogermanische Chronik*.

<sup>3</sup> W. BURKERT, *Die orientalisierende Epoche in der griechischen Religion und Literatur*. Heidelberg 1984 (Sb. d. Heidelberger Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Kl. 1984, 1); J. PUHVEL, *Homer and Hittite*. Innsbruck 1991 (IBS, Vorträge u. kleinere Schriften. 47).

<sup>4</sup> Außer den bekannten Götter- und Personennamen sowie den hippologischen Termini (vgl. zuletzt M. MAYRHOFER, in: *Investigationes philologicae et comparativae*, Gedenkschrift f. H. Kronasser. Wiesbaden 1987, 72–90) findet sich anscheinend auch eine Spur des *Agni-hotram*; man vergleiche VERF. *Sprache* 24 (1978) 159 mit Anm. 66.

Aus dem 1. Jahrtausend v. Chr.:

nichtindogermanisch: Urartäisch, Phönizisch, Aramäisch;

indogermanisch: Phrygisch, Griechisch und Latein; kaum greifbar, aber jedenfalls vorauszusetzen sind auch das Medisch-Persische und ferner die Vorstufe des Armenischen<sup>5</sup>.

Es sind also, um nur das zu zählen, was uns in Schriftdenkmälern überliefert ist, zwanzig Sprachen, die in Altkleinasiens gesprochen, geschrieben und gelesen worden sind. Diese Vielfalt muß gegenseitigem Kulturaustausch günstig gewesen sein. Wir können hier eine sehr komplexe Kultur in vielfältigen Textzeugnissen studieren und versuchen, sowohl inneranatolische als auch externe Querverbindungen zu verfolgen, vor allem die nach Mesopotamien, Syrien, Griechenland und Italien.

1. Nur kurz gehe ich auf die nach ihrem Inhalt vielbeachteten, nach ihrer Form jedoch noch kaum analysierten mythologisch-epischen Texte der Hethiter ein, Texte wie Kumarbi, Ullikummi, Gilgameš, Kešši, Sargon der Schlachtenkönig<sup>6</sup>.

Es handelt sich hierbei klar um ausländischen Import, meistens aus Mesopotamien, meistens durch hurritische Vermittlung nach Hattusa gekommen<sup>7</sup>. Deutlich erscheint, daß nicht nur Prosaübertragungen vorliegen. Beispielsweise lautet ein Satz aus dem Proömium des epischen Lieds vom Steinriesen Ullikummi,<sup>8</sup> der bei Homer und Hesiod unter dem Namen Typhoeús<sup>9</sup> wiederkehrt:

<i>dapīias sīunas āttan</i>	Den Vater aller Götter
<i>Kumārbīn īshamīhhi</i>	Kumarbi werd' ich besingen.

Ein längerer Satz aus demselben Lied:

<i>nātta-wār-an sākti</i>	Kennst du ihn nicht,
<i>Kumārbis-wā kūn</i>	Den hurtigen Gott,
<i>nuttāriān siūnin</i>	Den gegen die Götter
<i>siunās menahhānda samnāit</i>	Kumarbi erschuf?

<sup>5</sup> Reste heidnischer Götter- und Heldendichtung in armenischer Sprache hat man in Zitaten bei Moses von Choren (I 31. II 50. 61. 65), Agathangelos (Kap. 61) und Grigor Magistros (33. Brief); natürlich bleibt der Versuch einer Trennung des voriranischen Erbes (mit indogermanischen und vorderorientalischen Bezügen) und der iranischen Komponente ein schwieriges Unterfangen, über dessen Stand mir keine Information vorliegt.

<sup>6</sup> Vgl. allgemein A. KAMMENHUBER, *Hethitische Mythen*, in: *Kindler Literatur Lexikon*; aus der Reihe verdienstvoller Mythenpromulgationen ist als rezentes Werk zu nennen F. PECCHIOLI DADDI, A. M. POLVANI, *La mitologia ittita*. Brescia 1990. — Die sprachlich-formalen Aspekte (Formelverse, Rhythmik usw.) dieser Textgattung sind noch kaum untersucht (siehe Anm. 13).

<sup>7</sup> Man vergleiche jedoch PECCHIOLI DADDI, POLVANI (wie Anm. 6) 19ff. (20: These authentisch hethitischer Elaboration des Kumarbizyklus). 115ff.

<sup>8</sup> Sieh H. G. GÜTERBOCK, *JCS* 5 (1951) 135–161 (Zitat p. 146f.) und 6 (1952) 8–42 (Zitat p. 26f.). Bei der Skansion rechne ich mit Silbischwerden ursprünglich unsilbischer postkonsonantischer i- und u-Vokale (vgl. das Lateinische mit *medius* und *mortuos*), z. B. *\*k<sup>w</sup>in* > *kūin* > *kuin*.

<sup>9</sup> *Ilias* II 782–785 und *Theogonia* 853–880 (Zeus bekämpft Typhoeus); zum Problem einer Verbindung mit dem anatolischen Illuiankamythos siehe M. L. WEST, *Hesiod, Theogony*. Oxford 1966 (repr. 1988), 391f. (ad lin. 853) und späterhin C. WATKINS, *Illuyankas and Typhoeus* (Vortrag auf der 10. East Coast Indo-European Conference. Oxford, July 1991).

Es sind anscheinend oft dreihebige Kurzverse, die sich wohl teilweise zu sechshebigen Langversen zusammenschließen lassen, was im Vergleich zum altbabylonischen Gilgameš<sup>10</sup> oder zum homerischen Hexameter von Interesse sein kann. Auch der sogenannte hethitische Sukzessionsmythos<sup>11</sup>, der dem altbabylonischen *Enūma eliš* und einem großen Teil der hesiodeischen Theogonie entspricht, läßt sich so oder ähnlich rhythmisch lesen<sup>12</sup>. Aber es ergibt sich anscheinend kein strenger Versbau mit geregelter Taktgliederung und Silbenmessung. Die genauere Erforschung auf sumerisch-babylonischem und hurritischem Hintergrund ist mühsam. Auch die neuen hurritischen Boğazköyfragmente zu Gilgameš, Kešši und anderen literarischen Texten in den KUB Bd. 45 und 47 (ed. von Salvini 1975 und 1977) sind kaum ermutigend. Dennoch sollte diese Aufgabe einmal in Angriff genommen werden<sup>13</sup>. Ich will mich ihr nicht unterziehen und übergehe auch die unter starkem mesopotamischem Einfluß stehenden Gebete der Hethiter.

2. Ohne große Mühe analysieren läßt sich wohl das kleine Lied von Nesa, auf das schon FRIEDRICH HROZNY als ältestes Stück indogermanischer Lieddichtung aufmerksam gemacht hat (CTH 16)<sup>14</sup>.

a) Keilschriftautographie KBo III 40 Vs. 12–15<sup>15</sup>



<sup>10</sup> Zur altbabylonischen Metrik vgl. K. HECKER, *Untersuchungen zur akkadischen Epik*. Kevelaer, Neukirchen-Vluyn 1974 (*Alter Orient und Altes Testament*, Sonderreihe, 8), speziell 101–145 (111f., 120ff. dreihebige Verse), sowie die detaillierten Analysen langer Textpartien bei W. VON SODEN, *Untersuchungen zur babylonischen Metrik*, Teil I–II in: *Zs. f. Assyriologie* 71 (1981) 161–204 bzw. 74 (1984) 213–234.

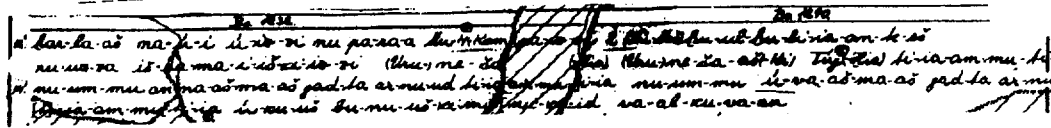
<sup>11</sup> Text in Transliteration bei E. LAROCHE, *RHA* 82 (1968) 39–47.

<sup>12</sup> Zum Beispiel KUB 30 120 + I 10 ~ I 17 \**patāssa \*kāttan hīnkiskītta* „und er verbeugt sich hinab zu den (seinen) Füßen“.

<sup>13</sup> Für Logogramme von unbekannter hethitischer Lautung wäre jeweils bestimmter Silbenumfang (Zwei-, Drei-, Viersilbigkeit etwa) anzunehmen und auf rhythmische Brauchbarkeit hin zu testen. — Als Pionierarbeiten sind anzuführen I. MCNEILL, *The Metre of the Hittite Epic*. *Anatolian Studies* 13 (1963) 237–242 und S. P. B. DURNFORD, *Some Evidence for Syntactic Stress in Hittite*. *Ibidem* 21 (1971) 69–75. Diese niveauvollen Arbeiten liegen noch vor der Entdeckung der hethitischen Akzentgesetze (sich Anm. 22. 24. 25), weshalb die metrische Theorie der sprachlichen Fundierung noch weitgehend ermangelt und nur in wenigen — freilich gut getroffenen — Grundsätzen entwickelt wird.

<sup>14</sup> Das Lied ist öfters behandelt worden, in neuerer Zeit etwa von C. H. MELCHERT, *IF* 91 (1986) 102–107 (mit Lit.).

<sup>15</sup> H. H. FIGULLA, O. WEBER, *Keilschrifttexte aus Boghazköi*. 3. Heft, Leipzig 1923, 9.

b) EMIL FORRERs Umschrift BoTU 14a (Leipzig 1926)<sup>16</sup>c) FRIEDRICH HROZNYs Darstellung des Texts als ältestes Stück indoeuropäischer Lieddichtung<sup>17</sup>:

<sup>a14</sup>Ne-š[a-aš<sup>h</sup> TÚG.Ĥ]I . A <sup>a14</sup>Ne-ša-aš<sup>h</sup> TÚG.ĤI . A  
 ti-ia[-am-mu t]i-ia  
 nu-um-mu an-na-aš-ma-aš kat-ta ar-nu-ut  
 ti-ia-am-mu ti-ia  
 nu-um-mu ú-va-aš-ma-aš kat-ta ar-nu-ut  
 [t]i-ia-am-mu [t]i-ia

Sein Kommentar:

Ce chant, le plus vieux chant indo-européen, qui remonte au 18<sup>e</sup> siècle av. J - C., est très intéressant aussi du point de vue de la forme poétique. Sa régularité, son parallélisme, son refrain *tijammu tija* sont très remarquables (usw.).

Durch die Entschlüsselung des Ideogramms für Kleider<sup>18</sup> hat man neuerdings den vollständigen hethitischen Wortlaut. Die drei durch den Refrain gegliederten Textblöcke sind kurz und lassen sich rhythmisch analysieren. Legt man nämlich, wie es bis zum Aufweis von Indizien für das Bestehen des gegenteiligen Sachverhalts ja geboten erscheint, die Annahme akzentuierender Metrik (mit betonten Silben beliebiger Quantität als Hebungen, unbetonten Silben als Senkungen) zugrunde, so kann man sich den Umstand zunutze machen, daß in jedem Kolon (bzw. Syntagma, Versteil oder Vers) Wortwiederholungen auftreten. Ein willkürlich angenommener Akzentsitz einer Wortform ergibt deshalb zwei (oder mehr) Vershebungen. Schon durch systematische Prüfung aller theoretischen Möglichkeiten lassen sich unbrauchbare Lösungen ausscheiden und für die Weiterarbeit brauchbare — d. h. rhythmisch sinnvolle — Lösungen ermitteln. Hinzu kommen

<sup>16</sup> E. O. FORRER, *Die Boghazköi-Texte in Umschrift*. 2. Band, Leipzig 1926, 26.

<sup>17</sup> *Archiv Orientalní* 1 (1929) 297.

<sup>18</sup> C. WATKINS, *Language* 45 (1969) 235–242: TÚG = *waspa*-.

dann noch Indizien für den Akzentsitz, die sich durch sprachwissenschaftliche Untersuchung ermitteln lassen.

So hat die Folge *Nesas waspus* in einer Sprache mit gipfelbildendem (kulminativem) Akzent, wie er in der Indogermania üblich und bis zum Erweis des Gegenteils auch für das Altanatolische vorauszusetzen ist, nur vier theoretisch mögliche Akzentuationsweisen (Akzentgleichheit bei mehrfacher Okkurrenz derselben Wortform vorausgesetzt):

- |    |                  |                     |
|----|------------------|---------------------|
| 1) | iambisch:        | <i>Nesās waspūs</i> |
| 2) | trochäisch:      | <i>Nēsas wāspus</i> |
| 3) | iambotrochäisch: | <i>Nesās wāspus</i> |
| 4) | trochäoiambisch: | <i>Nēsas waspūs</i> |

Durch Verwertung sprachwissenschaftlicher Indizien wird die eindeutige Entscheidung für eine dieser vier theoretischen Lösungen möglich, nämlich für die zweite (trochäische Rhythmus). Denn die keilschriftlichen Belege<sup>19</sup> für den Stadtnamen *Nesa* weisen überwiegend Pleneschreibung<sup>20</sup> des Vokals der ersten Silbe auf<sup>21</sup>, während gleichzeitig die zweite Silbe der Pleneschreibung ermangelt (und zwar: ausnahmslos). Diese Kombination von ‚Plenestelle‘ und ‚Antiplenestelle‘ liefert nach den Ermittlungen des Verfassers<sup>22</sup> ein untrügliches Indiz für die Betonung eines Zweisilbers auf der ersten Wortsilbe<sup>23</sup>. Da selbst die weniger genauen Untersuchungen von GILIAN R. HART<sup>24</sup> und SARA KIMBALL<sup>25</sup> mit ihren wenig avancierten Akzenttheorien die Anwesenheit von Pleneschreibung als Akzentindiz anerkennen<sup>26</sup>, kann in dieser Hinsicht also auf eine bereits bestehende *opinio communis* verwiesen werden<sup>27</sup>. Die Festlegung des Akzents der Form *Nēsas* ergibt also die Lösungen (2) und (4). Nun läßt sich weiter auch die Anfangsbetonung des Wortes *waspa-* ‚Kleid‘ wahrscheinlich machen, zum einen im Hinblick auf die Abwesenheit der Pleneschreibung in der zweiten Silbe, zum anderen im

<sup>19</sup> G. F. DEL MONTE, J. TISCHLER, *Die Orts- und Gewässernamen der hethitischen Texte*. Wiesbaden 1978 (Répertoire Géographique des Textes Cunéiformes. 6.) 290–291.

<sup>20</sup> Der schon durch das Konsonant-Vokal-Zeichen NE ausgedrückte Laut ‚e‘ wird durch zusätzliche Schreibung des Vokalzeichens E (aberrant gelegentlich auch I) noch einmal bezeichnet. Dieses Verfahren dient nach meinen Ermittlungen der Bezeichnung von (phonemischer, oder auch subphonemischer) Länge des betreffenden Vokals. Da die Vokallänge — abgesehen vom Wirken der Analogie — an die Akzent-silbe gebunden ist, liefert sie uns ein Indiz für den Akzentsitz.

<sup>21</sup> Nach DEL MONTE (wie Anm. 19) Schreibung *ne-e* 15x, *ne-i* 3x, *ne-Ø* 2x, dazu noch *na-a-si-li*; das Verhältnis *ne-e-sa* : *ni-si-li* (1x) ist gesetzlich, da durch i-Umlaut entstandenes *i* in offener Silbe kurz bleibt, vgl. *milit-* ‚Honig‘ und *pt-di* ‚an der Stelle‘ (VERF. MSS 31 [1972] 100 Anm. 88; VERF., wie Anm. 22 b, 145–147).

<sup>22</sup> VERF. (a) *Untersuchungen zur hethitischen Deklination*. Diss. Erlangen 1974 (Typoskript) 111–131 (Regelformulierung 112) und *passim*; (b) in: M. MAYRHOFER et alii, *Lautgeschichte und Etymologie*. Akten d. VI. Fachtagung (usw.). Wiesbaden 1989, 120–165 (speziell 151ff.); (c) KZ 99 (1986) 205ff. mit Anm. 9–12.

<sup>23</sup> Zum Beispiel *e-es-zi* ‚ist‘ = /é:s zil/, *a-ap-pa* ‚zurück‘ = /á:p:a/, *te-e-kán* ‚Erde‘ = /té:gn/.

<sup>24</sup> G. R. HART, (a) BSOAS 43 (1980) 3–17; (b) AnatSt 30 (1980) 51–61; (c) TP hS 1983, 100–154.

<sup>25</sup> S. KIMBALL, *Hittite Plene Writing*. Ph. D. Univ. of Pennsylvania 1983.

<sup>26</sup> Zur Kritik siehe VERF. wie Anm. 22 (c).

<sup>27</sup> Nach meinem Urteil nicht hinlänglich fundiert ist der abweichende Ansatz von Intonationsdifferenzen durch V. V. IVANOV, in: *Slavjanskoe i balkanskoe jazykoznanie* (Moskva) 1989, 98–105 (mit Lit.). Falls das Hethitische Intonationsunterschiede gekannt hat, so lassen sich diese aus der Keilschriftnotation wohl nicht erkennen; man bleibt in dieser Hinsicht auf unsichere indirekte Beobachtungen angewiesen (zum Beispiel Wiedergabe von idg. \**h<sub>2</sub>arō* ‚Adler‘ in heth. Schreibung).

Hinblick auf die Lautvariante *wassapa*-<sup>28</sup> mit anaptyktischem Vokal<sup>29</sup>, doppelt geschriebenem -ss-<sup>30</sup> und einfach geschriebenem -p-<sup>31</sup>. Es ergibt sich somit die Lösung (2):

*Nēsas wāspus, Nēsas wāspus*

Man hat also einen trochäischen Vierheber, auf den anscheinend ein zweiehebiger Refrain folgt:

*tiia-mmu tiia*

Wieder tritt eine Wortform doppelt auf und schränkt dadurch die theoretische Vielfalt der Akzentuierungsmöglichkeiten der vermutlich fünfsilbigen Folge in willkommener Weise ein. Da das vorhergehende Kolon (*Nēsas wāspus* ...) bereits als trochäisch bestimmt werden konnte, wird man die Annahme von fallendem Rhythmus der Alternativannahme vom Rhythmuswechsel vorziehen und versuchsweise folgendermaßen iktieren:

*tiia-mmu tiia*

Verbindet man die Verbalform *tiia* entsprechend dem attraktiven<sup>32</sup> Vorschlag von CRAIG MELCHERT<sup>33</sup> als Imperativform ‚binde!‘ etymologisch mit hethitisch *tiiammar* ‚Band‘ und weiter mit griech. δέω ‚ich binde‘<sup>34</sup>, so erhält man auch ein sprachwissenschaftliches Indiz zugunsten der Akzentuierung *tiia* < \**dēa*<sup>35</sup> < \**deio*- < uridg. \**dh<sub>1</sub>éio*<sup>36</sup>.

<sup>28</sup> KBo VIII 114, Vs. 8 *wa-as-sa-pa[x]* laut WATKINS (wie Anm. 18) 239.

<sup>29</sup> Man vergleiche den (vor allem im Luvischen geläufigen) Typus heth. *gemra*- ‚Feld‘ = kluv. *imrila*- : *immarila*, *kessar* ‚Hand‘ : *isri*-, *issari/a*-.

<sup>30</sup> Zur Bindung des -ss- an benachbarten Akzentsitz vgl. VERF. wie Anm. 21–22.

<sup>31</sup> Zur Folge von Doppelkonsonant + (anaptykt.) Vokal + einfacher Konsonant vergleiche man die Fälle Anm. 29. Das etymologische \**p* (lat. *uespa*, *uespillo* ‚Leichenträger‘, eigentl. ‚der die Toten bekleidet‘) erscheint in lenierter Lautung (mit Einfachschreibung in [sekundär] intervokalischer Position).

<sup>32</sup> Attraktiv, weil keine Sonderannahmen erfordernd wie die Interpretation ‚lege an!‘ = heth. *dai* in luvoider Umbildung des Dialekts von Nesa zu \**tiia* (vgl. heth. *pai* ‚gib‘ : kluv. *piia*) nach VERF. bei N. OETTINGER, KZ 92 (1978) 75 Anm. 4.

<sup>33</sup> Wie Anm. 14, 102: „*Clothes of Nesa, clothes of Nesa, bind on me, bind!*“

<sup>34</sup> VERF., Diss. (wie Anm. 22), Druckfassung 57f.

<sup>35</sup> Für *tiia* < \**ea* < \**eio* (VERF. MSS 31 [1973] 77) vgl. noch den Stamm *kardiiā*- n. ‚Herz‘ (in Gen. *kardiiās*) mit ai. *hrdaya*- n. ‚Herz‘ (das heth. Wort besser hierher als zum Femininum griech. καρδία), *iia*- ‚tun‘ (luv. *aia*- usw.) < \**h<sub>1</sub>éio*- (zu osttoch. *ypam*, *yat* usw.), *iia*- ‚schreiten‘ (: ai. RV. *ayamāna*-). Die anderslautende Auffassung von H. C. MELCHERT, *Studies in Hittite Historical Phonology*. Göttingen 1984, 14ff. und passim (siehe Index), der *tiiammar* anscheinend übersehen hat, ist mir nicht akzeptabel, obwohl sie eine Form wie KBo 32, 15 II 12' *wa-as-sa-u-e-ni* direkt aus der — weiterhin allein plausiblen — Grundform \**uoséio*- herzuleiten gestattet (via MELCHERTS Ansatz \**a* < \**ea* < \**eio*), während bei meiner Auffassung *wassa*- (statt *wassiiā*-) auf analogischer Umbildung nach *daska*- : *daski*- : *daske*- usw. beruht (Scharnierform Sg. 3 *wassizzi*, *wasset* mit *i*, *e* < \**eie*). — Fehltriteil bei E. NEU, in: W. MEID (Hrsg.), *Studien zum indogermanischen Wortschatz*. Innsbruck 1987, 178f. [Korrekturzusatz: Griech. δέω alternativ aus \**dh<sub>1</sub>-io*-, heth. \**tiia*- aus \**dh<sub>1</sub>-iō*-; bei dieser Herleitung also kein Gegenargument zur Auffassung H. C. MELCHERTS.]

<sup>36</sup> Hingegen wäre bei der — hinsichtlich des hethitischen Formenbestandes nächstliegenden — Auffassung *tiia* ‚tritt hin!‘ (so etwa H. G. GÜTERBOCK, in: W. RÖLLIG [Hrsg.], *Altorientalische Literaturen*. Wiesbaden 1978, 243: „*komm zu mir, komm!*“), die wegen der hierbei entstehenden „losen Enden“ im Textgefüge freilich schwerlich zutreffen dürfte, bei ungestörter Entwicklung Betonung *tiia* zu erwarten (\**th<sub>2</sub>-iō*- laut VERF. wie Anm. 34). Ob Schreibungen wie mittelheth. KBo 32, 13 II 25. 29 *ti-i-e-it* auf Erstbetonung (also Akzentneuerung) weisen, scheint mir noch unklar (*i* kann in antevokalischer

Für den ersten Satz des HROZNYschen Lieds haben wir somit eine vollständige und einigermaßen wohlbegründete Skandierung erzielt:

*Nēsas wāspus, Nēsas wāspus, tīia-mmu tīia*

Nach dieser Richtschnur lassen sich nun auch die beiden anderen Verse lesen, wenn man Synaloephe *katt(a) arnut* und Plazierung des Possessivums *-mas* ‚meines‘ unter die Hebung gestattet. Es ergibt sich ein rhythmisch einheitliches Gesamtbild (Kennzeichnung der Vershebung durch ' ' ' über einem Vokal bzw. durch ' - ' [kein Längsbalken!<sup>37</sup>], der Verssenkung durch ' ∪ ' [nicht Kürzezeichen!]):

1. *Nēsas wāspus Nēsas wāspus* || *tīia-mmu tīia* ||
2. *nū-mmu ānnas-mās katt(a) ārnūt* || *tīia-mmu tīia* ||
3. *nū-mmu ūwas-mās katt(a) ārnūt* || *tīia-mmu tīia* ||

1. - ∪ - ∪ / - ∪ - ∪ || - ∪ ∪ - ∪ ||
2. - ∪ - ∪ - / ∪ - ∪ || - ∪ ∪ - ∪ ||
3. - ∪ - ∪ - / ∪ - ∪ || - ∪ ∪ - ∪ ||

Man hat nach dieser Auffassung also einen Langvers, der dreimal wiederkehrend eine kleine Strophe ergibt. Deutlich ist seine Herkunft aus der Verbindung eines fallenden Vierhebers mit einem fallenden Zweiheber mit zweisilbiger Binnensenkung. Die ursprüngliche Selbständigkeit des letzteren wird durch die Füllung mit dem Refrain überdeutlich. Gegenüber FRIEDRICH HROZNYs Abtrennung des Refrains als gesondertem Stück hat die hier vorgenommene Versaufteilung den Vorteil, den Gleichlauf der drei Sätze (mit jeweiligem Versanlaut *n*) und die Erstreckung des ersten Satzes über einen ganzen Vers klarer hervorzuheben. Aber natürlich kann man zwischen der Analyse mit drei Langversen und ihrer Alternative mit drei zweigliedrigen Versgruppen (aus je einem

Position einen Gleiter *i, y* bezeichnen, weshalb die Bezeichnung „Pleneschreibung“ hier nicht ohne weiteres anwendbar ist).

<sup>37</sup> (Alternierender akustischer) Rhythmus beruht auf dem Wechsel rhythmisch prominenter („dominanter“, „markierter“, „starker“, „guter“) (Laut-)Abschnitte mit rhythmisch untergeordneten („rezessiven“, „unmarkierten“, „schwachen“, „schlechten“) (Laut-)Abschnitten. Die rhythmusbildende Maßgröße kann die Silbendauer (quantitierende Metrik, syllabischer Vers), der Akzentdruck (akzentuierende Metrik), eine weitere Größe (Tonhöhe, „tonischer“ Vers) oder eine Kombination aus solchen Größen (quantitierend-akzentuierende Metrik, „syllabotonischer“ Vers) sein. Aufgrund dieser Sachlage können verschiedene metrische Systeme ineinander „übersetzt“ und mit einheitlichen Siglen (–, ∪, usw.) und mit universeller Terminologie („Iambus“, „Trochäus“ usw. ohne Bindung an speziell quantitative Metrik) bezeichnet werden. Allerdings dürfen über den — zunächst wohl im Vordergrund des Interesses stehenden — universellen Zügen und „Invarianten“ der Metrik dann die etwaigen Spezifika eines individuellen Systems (wie die starke Tendenz akzentuierender Metrik zu schlichter Alternation stark–schwach–stark–schwach ...) nicht außer Acht gelassen werden. — Im Hethitischen, für das man akzentuierende Metrik annehmen wird (mit MCNEILL, DURNFORD, oben Anm. 13), ist durch lautgesetzliche Kürzung aller unbetonten und Längung vieler betonter Vokale in offener Silbe (Literatur in Anm. 22) teilweise „Quantitätsbalance“ eingetreten, so daß Akzentsilben fast immer gleichzeitig lange Silben (mit Langvokal, oder mit Kurzvokal als „Positionslänge“) sind (außer in *milit* ‚Honig‘, und dergleichen). Dem Sigel ' - ' kommt hinsichtlich der Wortprosodie also in erster Linie die Bedeutung ‚Akzentsilbe‘ zu, doch in konkomitanter Weise meist auch ‚lange Silbe‘. Das Sigel ' ∪ ' bedeutet hingegen lediglich ‚nichtakzentuierte (unbetonte) Silbe‘.



Vierheber und einem Zweiheber) schwanken. Die Entwicklung der Versgestalt scheint hier noch im Fluß begriffen.

Obwohl es Verse mit völlig anderem Ethos als die Verse des griechischen Epos sind, kann man den Vergleich mit dem griechischen Hexameter schon einmal wagen. Man erkennt unschwer die *bukolische Diärese* an der Fuge zwischen Vierheber und zweihebigen Refrain, die *Penthemimeres* hinter *annas-mas* und *uwas=mas*, den verschließenden *Adoneus* mit dem typischen *Daktylos* im fünften Fuß<sup>38</sup> des Langverses und schließlich natürlich den Trochäus als Grundlage des Rhythmus, der bei den Griechen zwar zum Daktylos umgestaltet erscheint, aber seine Herkunft aus dem Trochäus wohl noch zu erkennen gibt (Formel  $\alpha\upsilon\delta\rho\omicron\tau\eta\tau\alpha\ \kappa\alpha\iota\ \eta\beta\eta\nu$ <sup>39</sup>, Streckformeln<sup>40</sup>, Verstechnik des Stesichoros<sup>41</sup>). Insbesondere die Rolle der bukolischen Diärese als maßgeblichen Gliederungsfaktors<sup>42</sup> des griechischen Hexameters wird bei diesem Vergleich gut verständlich<sup>43</sup>. Die Metamorphose eines eher lyrisch gebrauchten Verspaares (vierhebzig plus zweihebzig) zu einem in der Epik verwendeten sechshebigen Langvers mag sich bereits in Anatolien — unter dem Einfluß des Sechshebers mesopotamischer Epik<sup>44</sup> — vollzogen haben<sup>45</sup>. (Für eine weitere mögliche Quelle des Hexameters siehe unten §3).

Wenn man schon bei diesem interkulturellen Vergleich ist, so ist auch daran zu erinnern, daß anatolische Dichtungstradition nach antiker Überlieferung durch einen Lykier namens Olēn nach Griechenland (speziell: Delos) gebracht worden sein soll<sup>46</sup>.

<sup>38</sup> Der Daktylos wäre also bereits im Anatolischen an dieser Versstelle als Realisationsmöglichkeit (zunächst: eines Trochäus) vorgekommen und hätte sich in späterer Verstechnik weiter ausgebreitet.

<sup>39</sup> TICHY (wie Anm. 2) 59 postuliert eine Verszeile  $- \cup - \cup \cup - -$ , der man nun aus dem anatolischen Blickwinkel alternierenden (trochäischen) Rhythmus unterlegen kann:  $- x - x - x$  (mit  $x$  in ein- oder zweisilbiger Realisation).

<sup>40</sup> Vgl. \* $\pi\acute{o}\tau\nu\iota$  'H $\eta$ ρ $\eta$  >  $\pi\acute{o}\tau\nu\iota\alpha$  'H $\eta$ ρ $\eta$  'die Herrin Here', \* $\acute{\omega}\kappa\upsilon\varsigma$  'I $\rho$ ις >  $\acute{\omega}\kappa\acute{\epsilon}\alpha$  'I $\rho$ ις 'die schnelle Iris' im fünften Fuß.

<sup>41</sup> G. ZUNTZ, *Drei Kapitel zur griechischen Metrik*. Wien 1984 (Österr. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Sitzungsber. 443) 78. Im Unterschied zu ZUNTZ wird man die einkürzige Senkung hinter der Penthemimeres aus anatolischem Blickwinkel als Reflex ursprünglich alternierenden (trochäischen) Versbaus deuten wollen.

<sup>42</sup> Etwa 60% der Homerverse haben die bukolische Diärese; K. WITTE postuliert eine Entstehung des homerischen Hexameters „aus zwei ursprünglich selbständigen Versen, von denen der zweite die Form  $- \cup \cup - -$  hatte“ (Glotta 3 [1912] 148).

<sup>43</sup> Es ergibt sich also eine von derjenigen etwa bei N. BERG und E. TICHY (wie Anm. 2) vertretene abweichende Auffassung der Vorgeschichte des Hexameters. Das Anatolische würde m. E. nicht auf silbenzählende, sondern auf hebungszählende Grundform des *versus heroicus* weisen. Das Auftreten von  $\sigma\acute{\iota}\chi\omicron\iota\ \acute{\alpha}\kappa\acute{\epsilon}\phi\alpha\lambda\omicron\iota$  mit Kürze im ersten Longum und von  $\sigma\acute{\iota}\chi\omicron\iota\ \mu\acute{\epsilon}\iota\omicron\upsilon\rho\omicron\iota$  mit Kürze im sechsten Longum kann als Nachwirkung akzentuierenden Versbaus aufgefaßt werden, entsprechend auch das Auftreten von  $\sigma\acute{\iota}\chi\omicron\iota\ \lambda\alpha\gamma\alpha\pi\omicron\iota$  mit Kürze im ersten oder vierten Bizips (als Nachwirkung freierer Senkungsfüllung). Das sich im Griechischen dann durchsetzende Prinzip des Versbaus wäre das einer konsequenten Quantitätsmessung in den Hebungen (stets einsilbig und stets zweimorig) wie in den Senkungen (stets zweimorig und dabei ein- oder zweisilbig); eine „Katametroneisierung“ (nach der Terminologie von N. BERG, wie Anm. 2) ist nur insofern herrschend, als der ursprünglich (stark einsetzende) alternierende Rhythmusstrang ( $- x - x - x \dots$ ) dabei konsequent in trochäische Füße aufgelöst erscheint ( $- x \mid - x \mid - x \mid \dots$ ), die zu Daktyloi umgeformt werden.

<sup>44</sup> Vgl. die Literatur in Anm. 10; der Sechsheber ist freilich nur eine von mehreren Realisationsmöglichkeiten des epischen Verses in Mesopotamien.

<sup>45</sup> Man könnte vermuten, daß der freiere mesopotamische epische Vers in Anatolien durch den Einfluß strenger gebauter Verse der Kultlyrik metrisch gestrafft worden ist.

<sup>46</sup> Herodotus IV 35  $\acute{\epsilon}\nu\ \tau\hat{\omega}\ \acute{\upsilon}\mu\nu\phi\ ,\ \tau\acute{o}\nu\ \sigma\phi\iota\ \acute{\Omega}\lambda\eta\nu\ \acute{\alpha}\nu\eta\rho\ \Lambda\acute{\upsilon}\kappa\iota\omicron\varsigma\ \acute{\epsilon}\pi\omicron\iota\eta\sigma\epsilon\ \dots\ \omicron\upsilon\tau\omicron\varsigma\ \delta\acute{\epsilon}\ \acute{\omicron}\ \acute{\Omega}\lambda\eta\nu\ \kappa\alpha\iota\ \tau\omicron\upsilon\varsigma\ \acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron\upsilon\varsigma\ \tau\omicron\upsilon\varsigma\ \pi\alpha\lambda\alpha\iota\omicron\upsilon\varsigma\ \acute{\upsilon}\mu\nu\omicron\varsigma\ \acute{\epsilon}\pi\omicron\iota\eta\sigma\epsilon\ \acute{\epsilon}\kappa\ \Lambda\upsilon\kappa\acute{\iota}\eta\varsigma\ \acute{\epsilon}\lambda\theta\acute{\omega}\nu\ \tau\omicron\upsilon\varsigma\ \acute{\alpha}\epsilon\iota\delta\omicron\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\upsilon\varsigma\ \acute{\epsilon}\nu\ \Delta\acute{\eta}\lambda\omega\ .$

Zusammenfassend kann man sagen, daß der kleine Text des HROZNYschen Liedes eine deutlich stilisierte und sicherlich poetische Gestalt besitzt. Er scheint eine andere rhythmische Organisation und Versbildung aufzuweisen als die Texte der mesopotamischen (sumerisch-akkadisch-hurritischen) Übersetzungsepik. Wenn die hier vorgestellte Lösung auch interessante Ausblicke — wie den auf einen vielleicht schemenhaft aufscheinenden „Urhexameter“ — ermöglicht, so leidet sie doch an der Kürze und Vereinzelung des kleinen Textes.

3. Ähnlich steht es beim Keilschriftluvischen, dem wir uns nun zuwenden wollen. Im Text eines hethitischen Rituals, der Lieder der luvischen Stadt Istanuwa enthält, konnte CALVERT WATKINS<sup>47</sup> eine Verszeile entdecken, die den Anfang einer Wilusiade, also einer luvischen Ilias (Trojadichtung) zu enthalten scheint:

*ahha-ta-ta alati || awi(e)nta wilusati*

„Als sie von der hohen (Stadt)<sup>48</sup> Wilusa kamen“

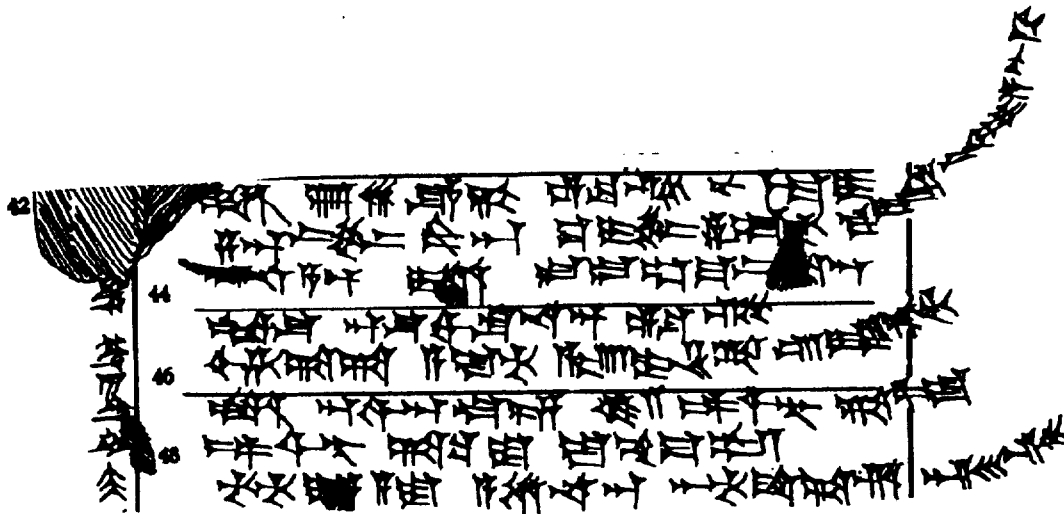
(Dazu C. WATKINS: „That the line falls into two equal seven-syllable hemistichs, which rhyme, with alliteration bridging the break, is surely no accident.“)

<sup>47</sup> C. WATKINS, (a) *The Language of the Trojans*, 45–62 (speziell 59) in: M. J. MELLINK (ed.), *Troy and the Trojan War*. Bryn Mawr 1986, sowie (b) in *Hethitica* 8, 1987 (*Acta Anatolica* E. Laroche oblata), 422–426.

<sup>48</sup> Eine Modifikation versucht F. STARKE, *Untersuchung zur Stammbildung des keilschrift-luvischen Nomens*. Wiesbaden 1990 (*Studien zu den Boğazköy-Texten*, 31) 603 durch Rückgriff auf die alte Vermutung *ali* = 'Meer' (als Herkunftsort des Salzes) mit der Interpretation: „Als sie (-ata) vom Meer her kamen, und zwar von Uilusa“. Jedoch ist nach C. WATKINS nicht das Meer Herkunftsort des Salzes, sondern das Gebirge (vgl. insbesondere H. G. GÜTERBOCK bei WATKINS wie Anm 47, (b). 424), wie nun durch den Befund der Bronzetafel II 6 weiter deutlich geworden ist. (H. OTTEN, *Die Bronzetafel aus Boğazköy*. Wiesbaden 1988. *Studien zu den Boğazköy-Texten*, Beiheft 1, 16f. mit Kommentar 46f.). — Was die Identifikation des Stadtnamens *Wilusa*- angeht, so ist auf das Fehlen des Determinativs URU in luvischem Kontext wenig zu geben (vgl. E. LAROCHE, *Dictionnaire de la langue louvite*. Paris 1959, 130 *sub voce* *Pasuhalta*-).

Betrachten wir die Stelle im weiteren Textzusammenhang:

a) Keilschriftautographie EMIL FORRERS KBo IV 11 R(ück)s(eite) 42–49 (Tafel des 13. Jh. v. Chr.)<sup>49</sup> mit FRANK STARKES (wie Anm. 50) kommentierter Umschrift:



b) Zitat aus FRANK STARKES Umschrift StBoT 30, 341<sup>50</sup>

- 42 EGIR-ŠÚ É.ŠÀ KUG.GA *e-ku-zi nu me-ma-i*  
 43 *za-an-ni-in KASKAL-an ku-i-in a<sup>1</sup>-at-ti ku-i-iš ni-mi-ia-an-ni*  
 44 *an-na-a-an i-li du-du-um-ma-ni-ša<sup>2</sup>-an*

<sup>49</sup> E. FORRER, *Keilschrifttexte aus Boghazköi*. 4. Heft, Leipzig 1923, 61.

<sup>50</sup> Sieh F. STARKE, *Die keilschrift-luwischen Texte in Umschrift*. Wiesbaden 1985 (*Studien zu den Boğazköy-Texten*. 30) 341, dessen Textgestaltung hier freilich von Ratlosigkeit geprägt ist. Eine Interpretationschance ergibt sich erst, wenn man *ni mianni* sowie *duddummanitan* liest und den Abschnitt in drei Teilsätze zerlegt:

<i>zannin *parsan kuin ātti</i>	„Diesen Weg, den er wandelt?
<i>kuis ni mianni</i>	wenn (da) jemand nicht gedeiht?
<i>annan ili dudumanitan</i>	so begnadet? (ihn) hienieden zur Stärke? !“

Zur Erläuterung: a) *\*parsa-* = hlav. *parsa-* = heth. *palsa-* ‚Weg, Mal‘ (zum Liquidenwechsel sieh G. NEUMANN, KZ 90 [1977] 140); b) *atti* wegen fehlender Lenition der Verbalendung wohl nicht ‚er macht‘ (dies vielmehr hlav. *a-ti* : lyk. *adi*), sondern ‚er wandelt‘ (oder sogar ‚du wandelst‘ = heth. Medium Sg. 2.3 *iiattari, iiatta*) mit Akkusativ des Weges wie KUB 27, 28 II 60 KASKAL-an *iiahhat* ‚ich wandelte meinen Weg‘; c) *mianni* ‚er wächst?, gedeiht?‘ ist Verbalstamm mit Suffix *-ani-* zum Verb heth. *mai-*, *miia-*, cf. *mimmami-* ‚gediehen, gefördert‘ (= Partizip des reduplizierten Verbums als Luvismus, zur Bedeutung der Belegstelle sieh VERF., *Sprache* 21 [1975] 165, doch mit falscher Annahme eines Akkadogramms; die Klarstellung der Lesung wird C. MELCHERT verdankt); d) *ili* ‚zur Stärke‘ (heth. *ila-* ‚eine Krankheit‘ bleibt zunächst fern!) zu hlav. PUGNUS *irīia-* ‚mächtig‘ (KARATEPE A 15b, sieh G. NEUMANN, KZ 92 [1978] 128f.) < *\*ilīia-* wohl weiter zu heth. *ilessar* ‚Ansehen, Fruchtbarkeit?‘ und vielleicht auch zu *ilan-* ‚Stufe, Rangstufe‘; e) Pl. 2 Ipv. *dudumanitan* ‚begnadet, verheißt gnädig!‘, Verbalstamm mit Suffix *-ani-* von *\*duddumi-*, was als Partizip des zum Ruf *duddu* ‚pardon!‘ gehörigen Verbs deutbar ist, cf. heth. Pl. 3 *dudduanzi* + hlav. *duddunti* ‚sie leiten gnädig‘, *duddumar* ‚Gnade‘, *duddunu-* ‚begnadigen?‘.

- 45 EGIR-ŠU <sup>D</sup>Šu-ua-šu-na-an e-ku-zi  
 46 ah-ha-ta-ta<sup>3</sup> a-la-ti a-ú-i-en-ta ú-i-lu-ša-ti

- 47 EGIR-ŠU <sup>D</sup>Ua-an-du-un KIMIN tap-pa-ši-tar ta-pa-la  
 48 tap-pa-ši-tar ta-pa<sup>14</sup>-la la-am-ma-úr  
 49 ti-ti-ia-a-la a-li-na-an hal-ti-it-ta-ri DINGIR<sup>MEŠ</sup>-zi

<sup>1</sup> Zeichen A, durch dessen Senkrechte jeweils ein waagrechtter Keil gezogen ist.

<sup>2</sup> Eine Lesung -ta- ist nicht auszuschließen.

<sup>3</sup> Möglicherweise fehlerhaft für *ahha=ita*; vgl. [KUB XXXV 103, III 11, StBoT 30 p. 223] *a-a-la-ti-it-ta a-ah-ha LÚ-iš a-ú-i-ta*.

<sup>4</sup> Ein senkrechter, davor zwei kleine, etwas schräg stehende Keilchen.

Man erkennt, wie in diesem Text, welcher der Gruppe der Istanuwa-Rituale angehört, eine Reihe von Trankopfern<sup>51</sup> von „heiligen Worten“ (hethitisch *suppa uddar* KBo IV 11 Vs. 18. 23) begleitet wird. Diese „Worte“ sind auf der Keilschrifttafel wohl meist

<sup>51</sup> Es handelt sich um die bekannte, durch die hethitische Wendung <sup>d</sup>NN *ekuzi* ‘er trinkt auf den Gott NN’, ‘er trinkt zu Ehren des Gottes NN’ bezeichnete Zeremonie, bei der ein Kultfunktionär unter Anbringung eines — als bekannt vorausgesetzten und deshalb in diesem Zusammenhang nicht eigens wörtlich niedergeschriebenen — Segensspruchs (etwa heth. <sup>d</sup>NN *hues* ‘Gott NN, lebe!’ oder <sup>d</sup>NN *āssu* ‘Gott NN, Heil!’) aus einem Becher trinkt und anschließend eventuell von der verbliebenen Flüssigkeit libiert. Daß der sprachliche Ausdruck zwischen einer Dativkonstruktion ANA <sup>d</sup>NN *ekuzi* ‘er trinkt für den Gott NN’ oder ‘er trinkt dem Gott NN zu’ und einer Akkusativkonstruktion ‘er trinkt auf den Gott’, ‘er ehrt den Gott durch Trinken’ wechselt, wie dies nach der hethitischen Phraseologie und Verbalsyntax ganz in Ordnung ist (man vergleiche den gleichen Wechsel von Dativ und Akkusativ beim Verb *sippand-* ‘libieren, opfern’, Dokumentation bei A. GOETZE, *Journal of Cuneiform Studies* 23 [1970] 77–94, insbesondere 78 [und *passim* für Dativ ‘einem Gott libieren, opfern’] und 92f. [für Akkusativ ‘einen Gott durch Libation, ein Opfer ehren’, ‘einen Gott beopfern’]), hat zu grotesken Mißverständnissen (‘den Gott trinken’ oder ‘den Gott tränken’) geführt. Auch die jüngste Stellungnahme von Seiten A. KAMMENHUBERS ist geeignet, Verwirrung zu stiften: „Bei den längeren Untersuchungen von Melchert, Puhvel, Singer und auch Eichner erschreckt die naive Übertragung moderner Trink-(spruch)gepflogenheiten auf die Religion der Hethiter ... „Einem Gott zuprosten“ („toast“) wäre von den Hethitern ebenso als Blasphemie empfunden worden wie heute noch von gläubigen Juden, Christen, Mohammedanern und z. B. von den Japanern“ (in: J. FRIEDRICH / A. KAMMENHUBER, *Hethitisches Wörterbuch*, Band II. Heidelberg 1988, 30). Durch solchermaßen suggestive Darstellung kann die Aufmerksamkeit von Lesern ohne hethitologische Standfestigkeit auf ein Spezialproblem der modernen Wiedergabe von heth. *eku-* abgelenkt werden (nämlich auf die Frage der besten Wahl etwa zwischen deutsch ‘für ... trinken’, ‘... zu Ehren trinken’, ‘... zutrinken’, ‘... zuprosten’). Darüber mag dann die Tatsache in Vergessenheit geraten, daß sich die gescholtenen vier Interpreten keineswegs naiv auf moderne Vorstellungen stützen, sondern auf die Dativphrase der Hethiter (ANA <sup>d</sup>NN *ekuzi*) sowie auf geläufige altanatolische Muster der Kommunikation zwischen Mensch und Gott (z. B. KUB XVII 28 II 56 <sup>d</sup>UTU-i *āssu* „O Sonnengott, Heil!“; KBo VII 28 Vs. 22 *duwaddu tagnas* <sup>d</sup>UTU-was LÚSUKKAL-ŠU SILIM-ma *tuel ēstu nu* [zik] *azzikki akkusi* „Gnade, o Berater der Sonnengöttin der Erde! Dein aber sei (das) Heil / Wohlergehen [SILIM = heth. *assu*]! Nun schmause und zeche!“). Vor unbesehener Übernahme von KAMMENHUBERS Beurteilung ist also abzuraten.

in Form von „Liedanfängen“ notiert<sup>52</sup>, wobei der Schreiber versucht, möglichst viel Text in einer Zeile unterzubringen. So ist auch der zur Debatte stehende Satz (Vorderseite 46) in eine einzige Zeile zusammengedrängt, und der Schreiber hat sich nicht gescheut, über den Tafelrand hinauszuschreiben (d.h. die Zeile bis auf die Schmalseite und eventuell sogar bis auf die Vorderseite der Tafel fortzuführen). Da die „heiligen Worte“ anscheinend in Versform abgefaßt sind<sup>53</sup>, kann dieses Schreiberverhalten mit Rücksichten auf die Versabteilung zusammenhängen. CALVERT WATKINS hat sich um den Nachweis des Verscharakters des Satzes bemüht. Seine ingeniose Beobachtung der beiden durch eine Mitteldiärese voneinander geschiedenen und durch Stabreim miteinander verbundenen siebensilbigen Halbverse läßt uns dieses Beispiel luvischer Wortkunst geradewegs als Poesie erscheinen<sup>54</sup>. Wir können und sollen deshalb auch versuchen, den zu vermutenden Versrhythmus zu eruieren. Auf Anhieb erscheinen vor allem zwei Lösungen plausibel, nämlich

- 1) *āhha- \*tā alāti / awiēnta wīlusāti*  
 - ∪ - ∪ - ∪ / ( ∪ ) ∪ - ∪ - ∪ - ∪ //
- oder
- 2) *āhha- \*ta ālatī / awiēnta wīlusatī*  
 - ∪ ∪ - ∪ - / ( ∪ ) ∪ - ∪ - ∪ ∪ -

So entsprechend der korrigierten Lesung; bei Wahrung der Lesart *ahha-ta-ta* der Tafel ergäbe sich wohl eine leichte rhythmische Variante etwa zu Lösung (1):

- āhha-ta-tā alāti / awiēnta wīlusāti*  
 - ∪ ∪ - ∪ - ∪ / ( ∪ ) ∪ - ∪ - ∪ - ∪ //

Man hat also anscheinend Verse im alternierenden (iambotrochäischen, trochäoiam-bischen) Rhythmus vor sich, deren Senkungsfüllung ein- oder zweisilbig sein kann (im letzten Fall an daktylischen bzw. anapästischen Rhythmus erinnernd), und deren Ende durch eine Hebung (männlich schließend) oder eine Senkung (weiblich schließend) gebildet wird. Hinsichtlich der Hebungen kommt man auf die Sechszahl. Das erinnert wiederum an den griechischen Hexameter, und wenn man über die Entstehung dieses Langverses aus kürzeren Versen nachdenkt, so wird man als zweite Möglichkeit — neben der Herleitung aus einem Vierheber und einem Zweiheber (sich oben § 2) — nun auch eine solche aus zwei koordinierten Dreihebern in Betracht ziehen. Beide genetischen Theorien schließen einander nicht aus. So wie das HROZNYsche Lied zum Verständnis der bukolischen Diärese beitragen würde, könnte WATKINS' Wilusiadenvers die Bedeutung der Zäsur hinter dem dritten Trochäus erhellen. Daß der epische Langvers der Griechen durch Vereinheitlichung aus einer größeren Vielfalt episch-lyrischer Versgattungen entstanden wäre und diese seine Polygenese noch in seiner Gliederungsvielfalt — nach Zäsuren und Diäresen — widerspiegelte, erschiene als eine durchaus angängige und vielleicht auch nützliche Hypothese.

<sup>52</sup> Vgl. STARKE (wie Anm. 50) 300: „Insbesondere da, wo nur ein einzelnes Wort [...] oder Satzanfänge [...] mitgeteilt werden, dürfte es sich lediglich um Zitate von Liedanfängen handeln.“ Als Beispiel für einen solchen mitgeteilten Satzanfang zitiert STARKE unsere Stelle Rs. 46: „als sie von dem hohen Wilusa kamen“.

<sup>53</sup> Vgl. STARKE (wie Anm. 50) 300: „ist damit zu rechnen, daß sie [sc. die Strophen] in Versen abgefaßt sind“.

<sup>54</sup> Vgl. WATKINS (wie Anm. 47 (a)) 58: „In short, the Songs of Istanuwa are Luvian verbal art“; 62: „... a verse line that must mean 'When they came from steep Wilusa'“.

Um in der Frage des Rhythmus klarer zu sehen, kann man noch einige weitere luvische Liedtexte heranziehen. CALVERT WATKINS hatte für die Variante zum Wilusiadenvers in KUB XXXII 15 folgende Skansion erwogen:

(1) *ālātī-tta āhha \*zītis || awīta [Wīlusatī]*

Hier möchte ich von der strikten Orientierung am Wortakzent abweichen und für die ergänzte Normalform einen zweiten Versiktus annehmen, also *Wīlusātī* oder *Wīlusatī*, entsprechend den beiden oben explizierten Lösungen zu KBo IV 11 Rs. 46. Es ist weiter noch zu erwägen, ob in der Lücke vielleicht ein anderer Stadtname oder ein gar nicht mehr zum ersten Vers gehöriges Wort gestanden haben kann (im letzteren Fall wäre *alati* etwa als „von der Höhe herab“ aufzufassen). Diese Zusatzüberlegung ist von Nutzen, weil sie eine andere Vergliederung ermöglicht als die von WATKINS angenommene und somit einer zu frühen Festlegung auf eine bestimmte Einzellösung vorbeugt:

(2) *ālātī=tta āhha || \*zītis awīta [x x]* (weiblich)

(3) *ālātī=tta āhha || \*zītis āwītā* (männlich)

Für die Frage nach der Textsorte und der poetischen Gattung ist noch ein Blick auf den Kontext zu werfen. Die relevante Textpassage lautet im Zusammenhang (KUB XXXV 103 III 11–15)<sup>55</sup>

11 *a-a-la-ti-it-ta a-ah-ha LÚ-is a-ú-i-ta* [  
 12 *GÌRMEŠ-ta-du tar-ú-e-ia i-is-sa-ra-d[u*  
 13 *du-ú-ua-za-an ti-ia-am-mi-in du-ú-pl-t[a*  
 14 *sa-ar-ra i[- ] x-la tar-si-i-ta*  
 15 *x x x [ ] x x-ti-in-z[i*

„Als von der hohen [Soundso?] ein Mann kam [x],  
 da (waren) ihm die Füße<sup>56</sup> verdreht??<sup>57</sup>, die  
 Hände (waren) i[hm verdreht??...],  
 die breite? Erde schlug er [...]   
 empor zu/die Soundso(s) soundsote<sup>58</sup> er.“

<sup>55</sup> Transkription bei H. OTTEN, *Luvische Texte in Umschrift*. Berlin 1953, 95 und F. STARKE (wie Anm. 50) 223 (oben).

<sup>56</sup> Keilschriftluvisch *\*pa-a-ta* 'Füße' (uridg. Dual *\*pódh<sub>1</sub>e*) und *issara* 'Hände' als Kontinuanten des uridg. Duals nach J. SCHINDLER bei WATKINS (wie Anm. 47 (a) bzw. 47 (b)) 60 Anm 33 bzw. 426 und F. STARKE, KZ 100 (1987) 265. Ich merke noch an, daß das Überleben der Dualkontinuanten durch das Einmünden der Formen in den geläufigen Komprehensivplural, dem sie synchron zuzurechnen sind, ermöglicht — oder wenigstens erleichtert — worden ist (vgl. uridg. Dual *\*duuó*, *\*duó* 'zwei' als Pluralnominativakkusativ des Neutrums gotisch *twa*, mit *\*a* wie in *waúrda* 'Worte', doch im Unterschied zur ursprünglichen Pluralform N.-A. n. *þo* 'die').

<sup>57</sup> *tarweia* = *\*tarwiia* wird hier versuchsweise als Pl. N.-A. n. eines Adjektivs *tarui-* 'verdreht' aufgefaßt, das zum Verb *tarku(uai)-* 'drehen' zu stellen wäre. Zu beachten sind noch kluv. *tarwaianni* bei STARKE (wie Anm. 50) 329 (KUB XXV 39 IV 2) und kluv. *tarwant-* 'tobend, wütend' bei STARKE (wie Anm. 48) 264f. Vgl. noch Anm. 129.

<sup>58</sup> *tar-si-i-ta* vielleicht 'erschreckte, versetzte in Schrecken' als Kontinuante von uridg. *\*torséie-* (umbrisch TUSETU, *tursitu* 'er soll erschrecken/scheuchen/jagen').

Es ist zweifelhaft, ob hier wiederum das Incipit eines Heldenliedes anzunehmen ist. Vielleicht hat man nur einen Widerhall von Formulierungen anderer Gattungen im Spell eines magischen Lieds ähnlich dem althochdeutschen zweiten Merseburger Zauberspruch:

*Phol ende Uuodan uuorun zi holza  
du uuart demo Balderes uolon sin uuoz birenkit*

„Phol und Wodan ritten in den Wald.  
Da ward dem Fohlen des Balder der Fuß verrenkt.“ (usw.)

In dieser Frage nach gesunkenem poetischem Gut, das in der luvischen Magie vielleicht weiterexistiert, wirkt sich die Schreibergewohnheit, Incipits oder Anfangsstrophen zu zitieren, für uns besonders nachteilig aus. Die vollständigen Liedtexte sind anscheinend mündlich tradiert oder aber auf besonderen Tafeln zusammengefaßt worden, die (zumeist) verlorengegangen sind. So bleibt uns Wichtiges verborgen.

Eine andere, nach FRANK STARKE ihren Verscharakter besonders deutlich zur Schau tragende und auch von CALVERT WATKINS bereits betrachtete Stelle — sie folgt auf der Keilschrifttafel unmittelbar auf die ‚Wilusiade‘ — kann in rhythmischer Hinsicht etwa so gedeutet werden:

<i>tappāsītār tapāla</i>	U — U — U — U
<i>tappāsītār tapāla</i>	U — U — U — U
<i>lammāur tītiāla</i>	U — U — U — U

Auf die — schon von WATKINS so abgeteilten — miteinander stab- und endreimenden Siebensilbler folgt noch der Satz

*alīnan haltittari \*massanīnzi*

dessen Verscharakter mir momentan nicht sicher scheint, weshalb er hier nicht weiter betrachtet wird<sup>59</sup>. WATKINS hat mit dem Wortlaut des von ihm erkannten bzw. postulierten Wilusiadenverses sehr umsichtig bereits Parallelen aus der vorderorientalischen und indogermanischen Literatur verglichen. Hinsichtlich der temporalen Konjunktion *ahha* ‚als‘ konnte er auf das Incipit des altbabylonischen Schöpfungsepos *Enuma eliš* („als droben“) verweisen, hinsichtlich des Prädikatsverbs ‚kommen‘ auf den Anfang der *Aithiopsis* des Epikos Kyklos sowie auf Ilias III 189 (ἦλθε δ' Ἀμαζῶν bzw. ἦματι τῷ ὅτε τ' ἦλθον Ἀμαζόνες ἀντιάνειραι, hier in Kombination mit ‚als‘), ferner auch auf das altkymrische Heldenlied *Gododdin*, hinsichtlich des Epitheton ‚hoch, steil‘ auf die homerische Wortverbindung Ἴλιος αἰπεινή. Um die Frage des ursprünglichen Sitzes solcher homerischer Incipitverse weiter zu beleuchten, sei hier noch ein anderes Zeugnis herangezogen:

<sup>59</sup> WATKINS (wie Anm. 47 (a)) 61–62 bemerkt die Elfsilbigkeit und vergleicht den sapphischen Elfsilbler („... the 11-syllable ... even scans mechanically as a tolerably good Sapphic“). Mir scheint hingegen möglich, daß *haltittari* eine luvische Regiebemerkung ist, also „es wird gerufen *alīnan \*massanīnzi* [7-silbig]“, oder, mit der Wortstellung besser im Einklang, „soundso wird gerufen: o Götter!“.

KBo X 24 III 11'–14'<sup>60</sup><sup>11</sup>*ma-a-an ti-i-e-es-te-es la-ri-i-e-es*<sup>12</sup>*a-ru-na-as túh-ha-an-da-at*<sup>13</sup>*se-e-ra-as-sa-an ne-pl-si*<sup>14</sup>*si-ú-na-li-es u-e-es-kán-ta //*

Versuch einer metrischen Analyse:

<i>mān tīestēs larīes</i>	<i>ārunās tuhhāndāt</i>	(sechshebig, weiblich–weiblich)
<i>serāssan nēpisī</i>	<i>siunāliēs w'ēškānta</i>	(sechshebig, männlich–weiblich)

Als Alternativanalyse bietet sich etwa an:

<i>mān tīestēs larīes</i>	<i>ārunas tūhhandāt</i>	(sechshebig, weiblich–männlich)
<i>sērassan nēpisī</i>	<i>siunālies w'ēškantā</i>	(sechshebig, männlich–männlich)

Nach einer Vermutung des Verfassers kann sich hinter diesem unverständlichen hethitischen Wortlaut ein luvisches Incipit verbergen:

„Als die *tiestes laries*<sup>61</sup> des Meeres (oder: in den Meeren) keuchten, droben aber im Himmel die Göttlichen<sup>62</sup> ächzten<sup>63</sup>.“

Dieses Incipit würde gut zur Schilderung einer Notzeit passen, wie sie in den hethitischen Mythen vom verschwundenen Gott dargestellt wird. Aber auch in kosmogonischem Zusammenhang könnte man es sich vorstellen. Auch hier bekommt man also vielleicht indirekt ein Zeugnis für luvische Dichtung zu fassen. Ob das zitierte Incipit freilich nur zu einem kleinen Lied, oder zum Spell eines magischen Formelkomplexes gehört, oder vielmehr zu einer großangelegten mythologischen Dichtung, läßt sich derzeit wohl kaum abschätzen.

<sup>60</sup> Textedition bei I. SINGER, *The Hittite KILAM Festival*, Part Two. Wiesbaden 1984 (*Studien zu den Boğazköy-Texten*, 28) 18; zur Übersetzung Part One (1983, StBoT 27) 61 Anm. 29.

<sup>61</sup> Die Wortgruppe ist noch ungedeutet, vgl. *Chicago Hittite Dictionary* III 46 b *sub voce*.

<sup>62</sup> E. NEU, *Die Interpretation der hethitischen mediopassiven Verbalformen*. Wiesbaden 1968 (*Studien zu den Boğazköy-Texten*, 5) 182f. mit Anm. 2 vergleicht treffend KBo XII 100 I 8 *ne-pl-si-kán ta-pa-sa-al-la-ti-en-zi*, im Himmel (heth.) die Himmlischen (luv.).

<sup>63</sup> Um die grammatisch gewissenhafte, doch inhaltlich wenig befriedigende Auffassung E. NEUS (wie Anm. 62): „oben im Himmel werden die Göttlichen geschickt“ zu vermeiden, hat der Verfasser Umsetzung aus dem Luvischen angenommen und obige Übersetzung vorgeschlagen: „Sieht man hier ein vom Hethiter zur Medialform umgedeutetes luv. Aktivpräteritum und läßt im Anlaut Ersatz des Zeichens *u<sub>2</sub>* durch *u<sub>1</sub>* zu, so ergibt sich die Vermutung, als die Soundso des Meeres keuchten und droben im Himmel die Göttlichen ächzten.“ (Sprache 30 [1984] 205\*, im Rahmen der Rezension zu I. SINGER [wie Anm. 60]). Ähnlich urteilt jetzt *Chicago Hittite Dictionary* III 451 b: „Above in heaven the divine ones are weeping (?)“, wobei *ueskanta* als präsentische Medialform aufgefaßt wird. Die Annahme einer Umsetzung aus dem Luvischen wird einerseits durch die an lydisch *ciuvali* ‚göttlich‘ erinnernde, im Hethitischen isolierte Wortform *siunālies* begünstigt, andererseits auch durch die bezeugte Zusammenarbeit von Holztafel- und Tontafelschreibern bei der Redaktion des KILAM-Festes. Es ist eine zwar nicht als richtig zu erweisende, aber doch alte und weiterhin bedenkenswerte Hypothese, daß auf den Holztafeln Feste oder Textstücke in luvischer Sprache und anatolischer Hieroglyphenschrift gestanden haben.



Eigenartigerweise geht diesem Passus ein auf den ersten Blick völlig andersartiger Liedabschnitt vorher, den noch zur Kenntnis zu nehmen sich hier verlohnt (KBo X 24 III 6'-10', in interpretierender Wiedergabe):

Gišippūias kâpnuēsni  
 āssaues pūriēs  
 tassān kalwēsni<sup>e</sup>s kitta  
 lāmniās sēszi  
 taz<sup>a</sup> kūnni kūnkiskitta //

An des Ippiaabaumes Fuße<sup>64</sup>  
 Gibts gutes Wurzelwerk<sup>65</sup>,  
 Drauf wächst<sup>66</sup> Kalwesnikraut<sup>67</sup>:  
 Ein Stündlein steht es stille<sup>68</sup>,  
 Dann fängt es sich nach rechts zu  
 neigen an<sup>69</sup>.

Demonstrieren hier die Kultsänger die Themenvielfalt ihres Repertoires? Oder sind solche Verse als Sinnbild für die Hinfälligkeit des Lebens einer größeren Erzählung allegorisch eingefügt (etwa dem Aufschießen und Fall eines Riesen in der Art des Ullikummi-Typhoeus)? Unwillkürlich drängt sich der Vergleich mit einer hinsichtlich Rhythmus und Bildhaftigkeit verblüffend ähnlichen Quasistrophe auf, die Plautus dem in seinem Liebeskummer zwischen Hoffnung und Verzweiflung hin- und hergerissenen Jüngling Calidorus in der Eröffnungsszene des ‚Pseudolus‘ in den Mund legt (Vers 36-37, iambische Senare, hier in Kola zerlegt):

36 Quasi sōlstitiālis hērba  
 pāullispēr fū  
 37 Repēnt(e) exōrtus sūm  
 repēntīn(o) ōccidī.

Wie Kraut zur Sonnenwende  
 lebt' ich nur kurze Zeit:  
 Jäh bin ich aufgeschossen  
 und jäh sank ich dahin.

Noch schwieriger als beim Keilschriftluvischen ist die Situation beim Hieroglyphenluvischen. Immerhin läßt hier die beiläufige Bemerkung eines Kenners vom Range David HAWKINS' über die neugefundene Inschrift des letzten Hethiterkönigs Suppiluliumas II. von der Südburg in Hattusa aufhorchen:

<sup>64</sup> Mir erscheint die von V. G. ARDZINBA (Zitat bei SINGER, wie Anm. 60) vorgeschlagene Verbindung von *kapnuessar* mit *gapanussi* aus KUB XLIII 62 III 6 (zur Interpretation dieser Stelle siehe VERF. in: E. NEU / W. MEID, *Hethitisch und Indogermanisch*. Innsbruck 1979, 45 Anm. 9) und der darauf gegründete Bedeutungsansatz 'lower part (of a tree)' das Richtige zu treffen. Anders SINGER (*thread* 'Faden') l. c.

<sup>65</sup> Heth. *puri*- 'Lippe' hier metaphorisch von den die Nahrung aufnehmenden Wurzeln gesagt, vgl. altindisch *pādapa*- 'Fußtrinker' = 'Baum' und auch die auf J. WACKERNAGEL zurückgehende Verbindung von ai. *mūla*-, *mūra*- 'Wurzel' (seit Rig- und Atharvaveda) mit deutsch *Maul*.

<sup>66</sup> Heth. *kitta* 'liegt', 'ist hingestellt, hingesezt' im Sinne von 'ist angepflanzt'.

<sup>67</sup> Für weitere Belegstellen vgl. H. OTTEN, *IF* 77 (1972) 186.

<sup>68</sup> Heth. *seszi* 'schläft' hier 'steht reglos da, verharrt in Ruhestellung, ruht'.

<sup>69</sup> Vgl. SINGER (wie Anm. 60): „it rests for an hour and then it rises“, doch bedeutet heth. *kunkis-ki*-, *kunkuski*- eher 'schaukeln, sich neigen' (zu vergleichen ist noch meine Verbindung mit altind. *śvañc* 'sich neigen/beugen' bei N. OETTINGER, *Die Stammbildung des hethitischen Verbums*. Nürnberg 1979, 180 mit Anm. 227; weiter als nasalinfiziert mit lat. *conquinisco* 'hocke mich nieder' [\**kuek-n-*] verbindbar). Gegenüber der verbreiteten Annahme eines vollreduplizierten Stammes *kunnikunkiski*- ist SINGER mit dem (freilich zögernd vorgetragenen) Ansatz *kunni* 'rechts' plus Verbum *kunkiskitta* sowohl nach Ausweis der Keilschriftautographie als auch nach Ausweis der Gesamtbeleglage (sonst nur *kunkis-ki*-, *kunkuski*-) klar im Recht.

it might represent vers or a song<sup>70</sup>

Eine entsprechende Einschätzung scheint auch im Hinblick auf die schon länger bekannte Inschrift von Emirgazi<sup>71</sup> möglich. In gattungsgeschichtlicher Hinsicht hätte man dann hier Vorläufer des lykischen Gedichts der Stele von Xanthos vor sich.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Sprödigkeit und wohl auch die Spärlichkeit — sofern die Auswertung nicht allzu viel übersehen und übergangen hat — des zur Zeit verfügbaren epigraphischen (keil- und vielleicht auch hieroglyphenschriftlichen) Materials des zweiten Jahrtausends v. Chr. in krassem Mißverhältnis zu dem Interesse steht, das die luvische Dichtung erheischt. Außer wenigen Fragmenten, deren Bedeutung vor allem im Hinweis auf die Existenz der Sache im zweiten Jahrtausend v. Chr. liegt, hat man bestenfalls ein Echo bei den Hethitern und vielleicht auch bei den Griechen. Daß die Beschäftigung mit der formalen Seite dieser Dichtung, mit dem Bau ihrer Verse und mit der Gestalt ihrer Rhythmik, bei all den Unsicherheiten nicht nur müßige Spekulation ist, wird sich bei der Betrachtung der — jüngeren — Alphabetsprachen herausstellen, der wir uns nun zuwenden wollen.

4. Besonders günstige Voraussetzungen bietet unserem Zugriff das Lydische. Hier hat man ein halbes Dutzend Inschriften von zweifellos poetischem Charakter. Schon der erste Herausgeber ENNO LITTMANN<sup>72</sup> hat sich deshalb mit der lydischen Poesie befaßt, weiters EMIL VETTER<sup>73</sup>, GARY MILLER<sup>74</sup> und ROBERTO GUSMANI<sup>75</sup>. Trotz vieler interessanter Einzelbeobachtungen ist es aber zunächst zu keiner Entschlüsselung der Metrik gekommen.

Diese hat erst der Klassische Philologe MARTIN L. WEST<sup>76</sup> versucht und größtenteils auch durchgeführt. WEST konnte die Verse in Takte zerlegen, und zwar in je vier Takte zu drei Silben mit deutlicher Tendenz zur Achterlastigkeit. Auch auf den Zusammenhang zwischen Akzent und Versbau ist WEST<sup>77</sup> aufmerksam geworden. Nur der Umstand, daß er als Klassischer Philologe mit den anatolischen Sprachstrukturen zu wenig vertraut war und die lydische Metrik gewissermaßen durch die griechische Brille betrachtete, dürfte ihn gehindert haben, seine Dekodierung völlig zum Abschluß zu bringen. WEST hat nämlich, wenn ich seine Bemühungen recht deute, in erster Linie nach einer quantifizierenden Metrik in der Weise Griechenlands und Roms gesucht. Eine solche war bei den Lydern freilich nicht zu finden. Denn deren Sprache hat

<sup>70</sup> J. D. HAWKINS, The New Inscription from the Südburg of Boğazköy-Hattusa. *Archäologischer Anzeiger* 1990, 305–314 (speziell 308).

<sup>71</sup> Die Inschrift von Emirgazi gehört zur Textgruppe von Boğazköy-Südburg, Kizildağ/Karadağ, Burunkaya. Verdacht auf poetische Sprachform ist mir früher bei Emirgazi nicht aufgekeimt, doch könnten die Partien mit Textwiederholungen auf poetische Variation deuten.

<sup>72</sup> E. LITTMANN, *Chapter IV: Lydian Poetry*, 58–62 in: IDEM, *Lydian Inscriptions* (Sardis, vol. VI). Leyden 1916. [Korr.-Zusatz: sieh noch H. TH. BOSSERT, Gedicht und Reim im vorgriechischen Mittelmeergebiet. *Geistige Arbeit* 5 (1938) 7–10 (speziell 9); J. JONKEES, *JEOL* 6 (1939) 88–90 und 7 (1940) 402.]

<sup>73</sup> E. VETTER, *Zu den lydischen Inschriften*. Wien 1959 (Österr. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Sitzungsber. 232. Band, 3. Abh.), speziell zu den poetischen Inschriften 47–61.

<sup>74</sup> D. G. MILLER, *Traces of Indo-European Metre in Lydian*, 207–221, in: *Studies presented to Prof. Roman Jakobson by his students*. Cambridge/Mass. 1968.

<sup>75</sup> R. GUSMANI, *Le iscrizioni poetiche lidie*, 253–270, in: *Studi Triestini di antichità in onore di Luigia Achillea Stella*. Trieste 1975.

<sup>76</sup> M. L. WEST, *Lydian Metre*. *Kadmos* 11 (1972) 165–175.

<sup>77</sup> IDEM, *The Lydian Accent*. *Kadmos* 13 (1974) 133–136.

nach Ausweis der Vokalsynkopierungen (z. B. *\*sirma-lis* ‚zum Tempel [*sirma-*] gehörig‘ > *srmlis*) und Wortstrukturen — mit uns zuweilen schier unaussprechlich erscheinenden Gebilden wie *mλimnś*, *wotlλ*, *dctdid*, *kśbλtaλkś* — über einen starken dynamischen Akzent verfügt, und somit aller Wahrscheinlichkeit nach über eine akzentuierende Metrik.

Eine Fortführung des WESTschen Ansatzes ist dann zehn Jahre später vom Vortragenden versucht worden. Ich hatte mich schon lange mit Akzentfragen des Anatolischen beschäftigt und zufällig beobachten können, daß die lydischen Vokale ihre Färbung nach dem Akzent ausrichten<sup>78 79 80</sup>.

In der betonten Silbe (der Akzentsilbe) kann das gesamte Inventar an Vollvokalen stehen, in unbetonten Silben jedoch nur ein reduzierter Satz. Nach Berücksichtigung weiterer, hier nicht zu diskutierender Erscheinungen erhält man drei Klassen von (in der lydischen Alphabetschrift in der angegebenen Weise repräsentierten) Silbenkernen, nämlich

A. Solche, die nur unter dem Wortakzent stehen können:

(1) *aa*, (2) *ii*, (3) *ā*, (4) *aā*, (5) *aa*, (6) *ē*, (7) *e*, (8) *o*.

B) Solche, die sowohl unter dem Wortakzent als auch unakzentuiert vorkommen:

(9) *i*, *y*, (10) *u*, (11) *a* (nur solches *a*, auf das kein Nasalkonsonant *n*, *v*, oder *m* folgt).

C) Solche, die nur unakzentuiert vorkommen:

(12) *an*, (13) *av*, (14) *am*, (15) *l*, (16) *λ*, (17) *n*, (18) *v*, (19) *m*, (20) *ś*.

Diese Klassen ergeben sich aus der Distributionsratio der Vokale in längeren — starktonigen, nichtkomponierten — Wortformen. Bei ihrer Berücksichtigung lassen sich etwa 70% bis 80% der lydischen Wortformen akzentuieren, nämlich alle diejenigen, die nicht allein Silbenkerne aus der ambivalenten Klasse B enthalten. Oft ist die Akzentbestimmung sogar mit einem Vielfachen des für sicheres Arbeiten Nötigen möglich, nämlich bei allen solchen Wortformen, die mehr als eine Silbe und dabei mehr als einen Silbenkern aus den Klassen A und C enthalten (wobei die Klasse A natürlich nur einmal vertreten sein darf, die Klasse C hingegen mehrmals). Bei dem mitgeteilten Akzentschlüssel handelt es sich um eine hervorragend abgesicherte, gewissermaßen „wasserdichte“ Konzeption, deren Auffindung man selbst nach der trefflichen Vorarbeit durch MARTIN L. WEST (wie Anm. 77) nicht hatte erhoffen dürfen. Sie hat mich selbst ebenso

<sup>78</sup> H. EICHNER, Neue Wege im Lydischen I: Vokalnasalität vor Nasalkonsonanten. *KZ* 99 (1986) 203–219.

<sup>79</sup> IDEM, Die Akzentuation des Lydischen. *Sprache* 32 (1986) 7–21.

<sup>80</sup> IDEM, Die Entdeckung des lydischen Akzents. *BiOr* 44 (1987) 80–88.

überrascht wie die Mitforscher<sup>81</sup>, aus deren Kreis ROBERTO GUSMANI<sup>82</sup> grundsätzliche Vorbehalte<sup>83</sup> und einige wohl leicht zu entkräftende konkrete Einwände vorgebracht hat (etwa bezüglich Wortformen wie *bētowlis*<sup>84</sup> und der Differenz beim lydischen Eigennamen *Manés* und seiner griechischen Wiedergabe Μάνης<sup>85</sup>, ferner bezüglich der nasalen Qualität der durch *ā* und *ē* transkribierten lydischen Buchstaben<sup>86</sup>). Um das gleich an-

<sup>81</sup> Der mittlerweile verstorbene A. HEUBECK, mit dem ich in engem fachlichem Austausch gestanden bin, hat die Theorie nach anfänglichem Zögern und einigem Nachfragen schließlich voll akzeptiert (laut brieflicher Mitteilung vom 12. 4. 1986 und 15. 5. 1986: „... es ist klar — wenn auch manchmal etwas schwer zu lesen — und überzeugt mich. Ich habe nicht geahnt, was da alles im Lyd. noch drinsteckt.“). Der Mitforscher H. C. MELCHERT ist dabei, ihre Anwendung weiter voranzutreiben.

<sup>82</sup> R. GUSMANI, Zur lydischen Betonung. *Historische Sprachforschung* (ehemals KZ) 101 (1988) 244–248.

<sup>83</sup> Die Vorbehalte betreffen methodologische Aspekte und die Art der Darlegung, bei der ein „Hang zum Systematisieren“ die Feststellung der „uns zugänglichen Erkenntnisse“ zu überschatten drohe. Hinsichtlich der Methode dürfte die von GUSMANI anscheinend nur nachträglich angeführte (wie Anm. 82, 244 Anm. 1, am Ende) und inhaltlich nicht mehr eingearbeitete Darstellung in *Bibliotheca Orientalis* 44 (wie Anm. 80) alle nur wünschenswerte Klärung gebracht haben. Hinsichtlich des Systematisierens kann ich mich auf bewährte Traditionen berufen, man vergleiche IMMANUEL KANT, *Logik*. Königsberg 1800 (zitiert nach der Werkausgabe von W. WEISCHDEL, Bd. VI. *Suhrkamp Taschenbuch* Nr. 189. Wiesbaden 1958, 571 = Methodenlehre §§ 94–95): „Denn Wissenschaft ist ein Ganzes der Erkenntnis als System und nicht bloß als Aggregat. — Sie erfordert daher eine systematische, mithin nach überlegten Regeln abgefaßte Erkenntnis.“

<sup>84</sup> GUSMANI (wie Anm. 82) 248: „Nimmt man weiter an, daß *e* und *o* nur in betonter Stellung erscheinen ..., dann häufen sich die Fälle, in denen man zu *ad-hoc*-Annahmen Zuflucht nehmen muß (vgl. *ētolt*, *bētovlis*, *ελος* usw.).“ Bei dieser Formulierung bleibt unerfindlich, wieso die von GUSMANI hier implizit vertretene Bewertung dieser Formen als Simplicia weniger „*ad hoc*“ sein sollte als die gegenteilige Auffassung, die Komposition postuliert. Jedenfalls kann GUSMANI offensichtlich keinerlei positive Argumente zur Stützung seiner Analyse beibringen. Daß der Personennamen lyd. *Bētow(a)-\** ebenso komponiert ist wie der Personennamen lyd. *Kat-owa-* (= hluf. *Katuwa-*), kann man billig vermuten (Präverb *kat-*, entsprechend *bēt-* als mögliche Variante zum Präverb *fēt-*; weiters Verbalstamm *ow-*, *o-* ‘bekanntmachen [oder ähnlich]’, vgl. auch *u-*, ‘schreiben’). Im Falle von *ētolt* hatte GUSMANI früher bereits selbst die Analyse in Präfix *ēt-* + *ol-t* erwogen, sofern ich die Bemerkung in *Lydisches Wörterbuch*. Heidelberg 1964, 109 recht verstehe.

<sup>85</sup> GUSMANI (wie Anm. 82) 248: „Nicht zuletzt bliebe auch für die Divergenz zwischen der nach der ‘Regel’ vorauszusetzenden Betonung *Manés* und der griechischen Wiedergabe desselben Eigennamens Μάνης eine Erklärung zu finden.“ Damit wird offenbar auf einen möglichen Zusammenhang zwischen dem bei Herodotos I 94. IV 45 erwähnten mythischen lydischen Königsnamen (Ἄττος τοῦ Μάνεω bzw. Κόττος τοῦ Μάνεω) und dem in lydischen Inschriften bezeugten historischen Personennamen *Manés* (mit *genetivus adiectivus Manéli-*) rekuriert. — Hierzu ist zu sagen, daß eine etwaige Akzentdifferenz durch das jeweilige Sprachsystem leicht zu erklären wäre (vgl. etwa griech. Πέτρος, -ου : russ. *Pëtr*, *Petrá*; deutsch *Réinhard* : französ. *Renárd*), falls auf die uns vorliegende — im wesentlichen erst byzantinische — Akzentuation der altgriechischen Klassikertexte im Einzelfall (hier in dem des lydischen Königsnamens) wirklich Verlaß wäre. Aber so weit braucht man im gegebenen Fall *Manes* gar nicht zu denken, da für die griechische Namensgestalt ohnehin beide Akzentuationsweisen Μάνης (wie Φάνης, Φάλης usw.) und Μανῆς (wie Φαλῆς usw.) angesetzt werden, siehe T. KALÉN, *Eranos* 22 (1924) 112f., sowie zu den Einzelheiten der Deklination V. SCHMIDT, *Sprachliche Untersuchungen zu Herondas*. Berlin 1968, 61–69 und Y. GARLAN, *CRAI* 1990, 493f. (Literaturhinweise von Dr. M. PETERS).

<sup>86</sup> Daß die durch *ā* und *ē* transliterierten lydischen Alphabetbuchstaben Nasalvokale bezeichnen, ist aufgrund ihrer eingeschränkten Okkurrenz evident, denn sie treten entweder nur vor erhaltenem (z. B. *wānaś*, *ēnaś*, *śanēv*) oder geschwundenem (z. B. *Armāwliš* < \**Armam(u)w(a)liš*, *brwās* < \**brwāNś*, vgl. *brwāv*; Echonasal in *Lamētruś* < \**Lāmātruś* für \**Lāmātruś* ~ Δημήτηρ) Nasal auf. Ob in der jüngsten Überlieferungsphase mit Entnasalisierung zu rechnen ist, hängt von der Beurteilung von Steinmetzkorrekturen wie *sarētaś* → *saretaś* in Inschrift Nr. 50 ab und bleibt für unsere Fragestellung ohne Belang. Aber selbst wenn GUSMANI mit seinem willkürlichen Zweifel an dem hinreichend klaren Sachverhalt im Recht wäre, bliebe meine auf das Distributionsverhalten der durch *ā* und *ē* transliterierten

schließend vorzuführende metrische Experiment sprachwissenschaftlich ausreichend vorzubereiten, folgt hier die Akzentbestimmung von vierzehn auf rein mechanischem Wege nach obigem Schlüssel eindeutig akzentuierten lydischen Wortformen (teilweise von komplexer Struktur und mit angehängten Enklitika wie *kataredkms* = \**kat-sared-k-ms*) (,ε' bedeutet ,ist Element von').

Nr.:	Wortform (bzw. -komplex) mit Akzent (x)	Klassifikation der einzelnen Silbenkerne nach ihren Akzentuierungsklassen
1.	<i>arēλ</i>	$a \in B, e \in A$
2.	<i>atrgōlλ</i>	$a \in B, r \in C, o \in A, λ \in C$
3.	<i>āwkav</i>	$a \in B, av \in C$
4.	<i>ētamv, ētamv</i> <sup>87</sup>	$\bar{e} \in A, am \in C, (v \in C)$
5.	<i>fabalλōl</i>	$a \in B, a \in B, o \in A$
6.	<i>iskōś</i>	$i \in B, o \in A$
7.	<i>katarēdkmś</i>	$a \in B, a \in B, e \in A, m \in C$
8.	<i>kśbλtāλkś</i>	$\xi \in C, λ \in C, a \in B$
9.	<i>śfatōś</i>	$a \in B, o \in A$
10.	<i>tafaāλ</i>	$a \in B, aa \in A$
11.	<i>uwēdmaś</i>	$u \in B, e \in A, a \in B$
12.	<i>wāntaś</i>	$\bar{a} \in A, a \in B$
13.	<i>warēdtaλ</i>	$a \in B, e \in A, a \in B$
14.	<i>wīcv</i>	$i \in B, v \in C$

Jede der hier angeführten Wortformen (,Wort' im Sinne des ,phonologischen' Worts, als Akzenteinheit, die von den Lydern durch Spatiensetzung auch in der Schrift explizit gekennzeichnet worden ist) umfaßt zwei, drei oder vier Silbenkerne. Diese entstammen den einzelnen Silbenkernklassen und erscheinen so miteinander kombiniert, daß die Klasse A pro Wortform nur einmal vertreten ist, bei den Zweisilblern (Nr. 1, 4a, 6, 9, 10, 12 = sechs Belege), Dreisilblern (Nr. 4b, 5, 11, 13 = vier Belege) und Viersilblern (Nr. 2, 7 = zwei Belege) in gleicher Weise. Ist die Klasse A nicht vertreten, so übernimmt ein Silbenkern der Klasse B — unsere Liste ist so zusammengestellt, daß ein solcher dann nur einmal auftritt — die Rolle des Akzentsitzes (Nr. 3, 8, 14 = drei Belege). Nicht durch unsere Belegauswahl, sondern durch das phonologische System des Lydischen ist die völlige Widerspruchsfreiheit unserer Liste bedingt, d.h. die Abwesenheit nichteinsilbiger orthotoner Wortkomplexe mit mehr als einem Silbenkern aus der Klasse A oder mit allen Silbenkernen aus der Klasse C. Ein solcher Befund stellt sich bei Sprachen, deren Silbenkernmuster durch den (kulminativen) Wortakzent gesteuert sind, von

Buchstaben — und nicht auf die phonetische Beschaffenheit der durch sie bezeichneten Laute — gegründete Argumentation uneingeschränkt gültig.

<sup>87</sup> Die Wortform *ētamv* kann zweisilbig (mit *nasalis consonans* am Wortende) gesprochen werden oder dreisilbig (siehe Anm. 88); belegt ist gerade zweisilbige Messung im Vers 11, 5 (vor folgendem Vokal).

selbst ein. Ein gut bekanntes Beispiel ist das — auf dem mittelgroßrussischen Dialekt basierende — heutige Standardgroßrussische, aber auch das Weißrussische und — weniger deutlich — letztlich auch das Neuhochdeutsche (abgesehen von Fremdwörtern und Sonderfällen) gehören zu dieser Art von Sprachen. Hat man das Vorliegen dieses Sprachtyps — hier im gegebenen Fall des Lydischen — einmal aufgrund der Distributionseigenschaften der Silbenkerne erkannt, so kann man ohne große Mühe auch die Akzentverhältnisse weitgehend eruieren.

Bei einer Sprache mit zu vermutender akzentuierender Verstechnik kann man die Kenntnis des Akzentsitzes zur Dechiffrierung der Metrik nützen. Dies möchte ich hier anhand passend ausgewählten Materials in Form eines Experiments demonstrieren. Die Lyder haben uns mehrere längere Gedichte hinterlassen und dabei dankenswerterweise die Wortgrenzen markiert sowie die Verse — die man an der ungefähr gleichen Zeilenlänge, an der unregelmäßigen („ausgefranst“) Fluchtlinie der Zeilenenden sowie vor allem am konstanten Reimvokal sicher als solche erkennt — jeweils einzeln in eine Zeile gesetzt. Man kann also Verszeilen und Akzentgruppen auf Anhieb erkennen — schon die erste von ENNO LITTMANN vorgelegte Textausgabe (siehe Anm. 72) hat das geleistet — und mit etwas Mühe auch die Silbenzahl der Verse ermitteln<sup>88</sup>. Hinsichtlich der Akzentstellen bleibt zunächst freilich manches offen, da unsere Regeln ja nur 70%–80% der lydischen Wortformenakzente für uns festlegen. Die Mehrzahl der Verse enthält deshalb „dunkle Stellen“, die erst durch weitergehende und einer breiteren wissenschaftlichen Öffentlichkeit leicht kompliziert oder gar suspekt erscheinende Überlegungen aufgeheilt werden können. Deshalb sollen hier aus dem lydischen Gedicht BUCKLER/GUSMANI Nr. 11 zunächst diejenigen drei Verszeilen vorgeführt werden, für deren Wortformen nach unseren Akzentregeln jeder einzelne Wortformenakzent eindeutig zu ermitteln ist:

- 11, 2     *wāntas wīcy arēl katarēdkmś iskōś*  
 11, 4     *kšbłtālkś atrgōl tafaāl fabaalkōl*  
 11, 5     *āwkav ētamv uwēdmaś warēdtał šfatōś*

Man erkennt hier die vierzehn Wortformen mit oben bereits besprochener Akzentuation. Nun wollen wir auf dieses Material eine einfache Schreibregel anwenden. Jeder betonte Silbenkern (x) soll durch einen waagrechten Strich, jeder unbetonte durch einen nach oben geöffneten Halbkreis ersetzt werden. (Um später Platz zu sparen, wollen wir schon hier einfache Gliederungsmarken hinzufügen, nämlich einen Doppelpunkt zwischen rekurrenten Symbolgruppen und einen Doppelstrich am Versende). Auf diese Weise erhält man das folgende Schema:

<sup>88</sup> Am Wortende ist die Realisation einer Liquida oder eines Nasals (eventuell auch die eines Sibilanten), die hinter Konsonant stehen, optional. Es ist hier also jeweils die Entscheidung zwischen silbischer Messung (11, 2 *wīcy*; 11, 4 *atrgōl*; 11, 1 = 11, 7 *saristrośl*; 12, 1 *siwāml* usw.) und unsilbischer Messung (d. h. metrischer Nichtberücksichtigung: 11, 5 *ētamv*; 11, 8 *atrokl*; 11, 1 *katofn* usw.) zu finden. Weiter bleiben gewisse unfeste Vokale metrisch unberücksichtigt (*a* in 11, 10 *inal*, man vergleiche die zweimal bezeugte Variante *inl* 28 und 48; *a* in 11, 7 *Katowalis*, man vergleiche die anscheinend gleichgebaute Form 43, 4 *Bētowlis*, ferner auch das Schwanken beim stammauslautenden *a* von *Mlimnaś* und *Mlimnś*).

- 0 - : 0 0 - : 0 0 - : 0 0 - ||  
 0 0 - : 0 0 - : 0 0 - : 0 0 - ||  
 - 0 - : 0 0 - : 0 0 - : 0 0 - ||  
 I. II. III. IV.

Hier hat sich also durch Umformung sprachwissenschaftlicher Information im Zuge einer simplen Schreibregel eine Struktur ergeben, die als Versstruktur interpretierbar ist. Eine Versstruktur, wie man sie sich nicht klarer wünschen könnte! Ab der zweiten Silbe besteht völlig identischer Versrhythmus, nur der Versbeginn — dies kommt nicht unerwartet — hat größere Freiheit. Man erkennt vier Takte zu je drei Silben, von denen die letzten drei Takte gleichgebaut sind. Diese Takte sind identisch mit der von MARTIN L. WEST ermittelten Einteilung in Metra, nur mit dem Unterschied, daß WEST im Falle von Vers 11, 2 ein — auch im Kontext seiner Gesamtanalyse bereits sehr störender — Fehlgriff unterlaufen war (*Kadmos* 11 [1972] 170, in WESTs Umschrift, die sonantische Impedienten durch einen untergesetzten Punkt [*ṛ*, *λ̣*, *ṃ*, *ξ̣*] markiert und Ny durch *ṇ*, Digamma durch *v*, „c“ durch *θ* wiedergibt; verkannt ist die silbische Geltung des Nasals von *viθn̄*):

11, 2 *vān̄tas̄ viθn̄ areλ / katared/kn̄s̄ iskoś*  
 11, 4 *k̄sb̄λ̄taλk̄s̄ / atrgo/l̄λ̄ tafaaλ / fabaλkol*  
 11, 5 *avkañ ē̄/am̄n̄ uvēd/maś̄ vared/taλ̄ śfatoś̄*

Man erkennt weiter, daß die Reimvokale — wie nicht anders zu erwarten — den Wortakzent tragen. Die zweite Vershälfte ist rein anapästisch, während der Anapäst am Versanfang mit dem Kretiker wechselt. Der WEST noch unbekannte Versrhythmus steht zusätzlich zur Taktgliederung also ebenfalls fest. Und dies alles, ohne daß danach geforscht worden wäre! Wir haben nichts anderes getan, als eine neue sprachwissenschaftliche Konzeption auf einen Text anzuwenden, von dem bereits allgemein angenommen wurde, daß er in Gedichtform abgefaßt sei. Und bei diesem kleinen Experiment hat sich das Problem der Entschlüsselung der lydischen Metrik von selbst gelöst. Die Abfolge betonter und unbetonter Silben des Gedichts erscheint zu völlig regelmäßig gestalteten und mit ihren wirkungsvollen Vokalkontrasten (*e*, *o*, *ā*, *ē* nur in der Hebung, usw.) auch überaus wohlklingenden Versen arrangiert. Ich hoffe, daß diese Demonstration auch diejenigen überzeugt, die der sprachwissenschaftlichen Seite meiner Ausführungen sonst nicht so schnell zu folgen bereit wären.

Natürlich kann man nun auch an die Entschlüsselung von Versen gehen, bei denen nicht alle Wortformen nach sprachwissenschaftlichen Regeln mit eindeutigem Akzentsitz versehen sind. Als Anschauungsbeispiel soll folgender Vers dienen:

11, 7 *saristrōś̄λ̄ srkastuś̄ katōw(a)lis̄ śuλōś̄*  
 1                      2                      3                      4

Bekannt sind hier die Akzentstellen von drei (Nr. 1, 3, 4) der vier Wortformen, während die genaue Akzentstelle der verbleibenden Wortform *srkastuś̄* — eines theophoren Personennamens im Singularnominativ — noch zu ermitteln bleibt.

Die Silbenkernstruktur ist:

*sr̥kastuś*:  $r \in C$ ,  $a \in B$ ,  $u \in B$

Der Personennamen kann also auf der zweiten oder auf der dritten Silbe betont sein. In das Versschema muß man also außer den Symbolen ' - ' und ' ∪ ' noch zusätzliche Symbole  $x_1$  und  $x_2$  für die Silbenkerne unbekannter Akzentuation eintragen:

∪ ∪ - / ∪ ∪  $x_1$  /  $x_2$  ∪ - / ∪ ∪ -

Zum Zweck der Elimination der beiden Unbekannten kann man auf die folgenden linguistischen Rahmenbedingungen rekurren:

1.  $x_1$  und  $x_2$  sind entweder betonte (= ' - ') oder unbetonte (= ' ∪ ') Silbenkerne.
2. Weil bei indogermanischem kulminativem (gipfelbildendem) Akzent nur eine Wortsilbe betont wird, gilt:  
Wenn  $x_1$  betont ist, dann ist  $x_2$  unbetont, und umgekehrt.
3. Es gibt also nur zwei Lösungen, nämlich  $x_1$  = betont und  $x_2$  = unbetont (d.h. *sr̥kāstuś*) sowie  $x_1$  = unbetont und  $x_2$  = betont (d.h. *sr̥kastūś*).

Diese beiden Lösungen (bei Einsetzen der Werte ' - ' und ' ∪ ' für  $x_1$  und  $x_2$ ) haben folgende Explikation:

Lösung A mit *sr̥kāstuś* ( $x_1 = -, x_2 = ∪$ ):

∪ ∪ - / ∪ ∪ - / ∪ ∪ - / ∪ ∪ -

Lösung B mit *sr̥kastūś* ( $x_1 = ∪, x_2 = -$ ):

∪ ∪ - / ∪ ∪ ∪ / - ∪ - / ∪ ∪ -

Unsere Konklusion lautet nun: Lösung (A) paßt besser zum bereits ermittelten sonstigen Befund (Verse 11, 2; 11, 4; 11, 5) als Lösung (B), da sie dem zweiten Versfuß die fehlende Hebung und dem dritten Versfuß eine korrekt plazierte zweite Senkung beschert. Man wird also Lösung (A) vorziehen und die Frage nach der Skansion des Verses 11, 7 als zumindest vorläufig — bis zum Auftauchen etwaiger gegenteiliger Indizien — entschieden betrachten. Der einzige methodische Vorwurf, den man sich hier von Seiten strenger Kritiker zuziehen kann, ist, daß man nicht mit der schwierigeren Lösung (B) weiterarbeitet, sondern gleich mit der allein brauchbaren Lösung (A). Aber dieses Verhalten entspringt dem unabdinglichen Optimismus bei der Dechiffrierung. Wer immer nur unter der Annahme arbeitet, alles hätte sich gegen seine Dechiffrierungsbemühungen verschworen, wird wenig Erfolg erzielen.

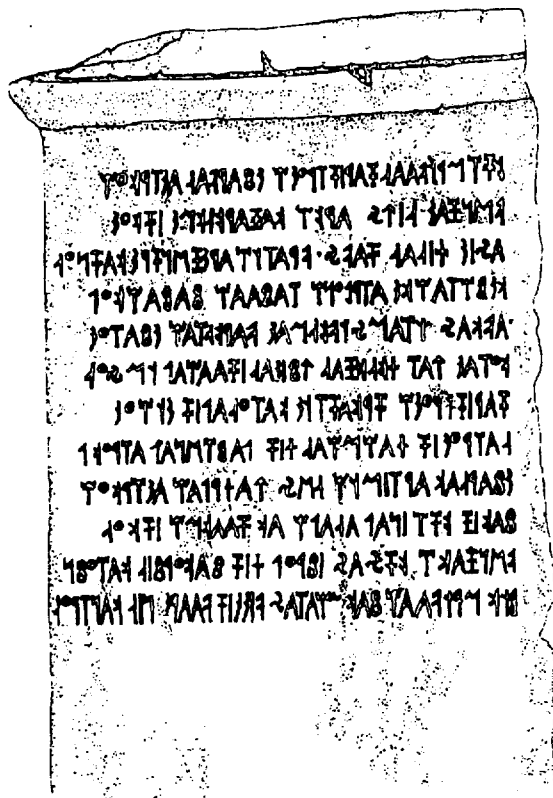
Durch solche und ähnliche Überlegungen, die hier nicht alle umständlich vorgeführt zu werden brauchen, ist es gelungen, die Metrik der längeren und gut überlieferten lydischen Gedichte nahezu lückenlos und zweifelsfrei zu ermitteln. Als Beispiel wird hier das lydische Gedicht Nr. 11 in der bereits vor fünf Jahren publizierten Form angeführt. Es ist auf Marmor, also kostbarem Material, eingemeißelt und, wie bei Texten auf Marmor gewöhnlich, hervorragend lesbar. Der Text scheint von einer Ex-voto-Dedication (1 *šfarwad* [wohl Ablativ-Instrumental], aufgrund eines Gelübdes) durch *Srkastu*, den Sohn des *Katowa* (Vers 7) an die Göttin Artemis von Sardes zu berichten. Die angegebene metrische Analyse ist nur an wenigen Stellen, vor allem im letzten Vers 12 (der aber natürlich ebenso wie die anderen Verse zu skandieren ist), durch sprachwissenschaftliche



Grundinformation und streng methodisches Anschlußrösonnement (der oben vorgeführten Art) nicht unmittelbar zu erweisen.

Im Vorgriff auf erst weiter unten ausgeführte Erwägungen wird in die folgende Präsentation — um dann einen nochmaligen Abdruck des Textes einzusparen — bereits eine Strophengliederung eingeführt.

A. Umzeichnung des Denkmals von ROBERT HAUSER (Wien) nach dem Photo bei LITTMANN (wie Anm. 67) und BUCKLER<sup>89</sup>



B. Akzentuelle und metrische Interpretation des Verfassers (Sprache 32 [1986] 18):

- 11, 1     *ēst mruwaād / saristrōs/λ : śfarwad/ aśtrkōl ||*  
           —    ʊ    — ʊ ʊ — ʊ x   x ʊ ʊ — ||
- 2        *wāntas wīc/γ : arēλ/ katarēd/kmś iskōś ||*  
           —    ʊ    — ʊ ʊ — ʊ ʊ — ʊ ʊ — ||
- 3        *avis qid/ad : sawv wra/tuλ : arstān/srś kasnōd ||*  
           ʊ x   x ʌ x    x?    x ʌ x    ʊ — ʊ ʊ — ||
- 4        *kśbλtāλks/ atrgōl/λ : tafaāl/ fabaλkōl ||*  
           ʊ ʊ — ʊ ʊ — ʊ ʊ — ʊ — ʊ ʊ — ||

<sup>89</sup> W. H. BUCKLER, *Lydian Inscriptions*. Leiden 1924 (Sardis, vol. VI 2), Plate V.

- 5     *āwkav ē̃/tamv uwēd/maś : warēd/taλ sfatōś* ॥  
       - ∪ - | ∪    ∪ - | ∪    ∪ - | ∪    ∪ - ॥
- 6     *kōtaś cat/ qēdktađ cfī/śad : isaā/λal umvōđ* ॥  
       - ∪    - | -    ∪    x | x    ∪ - | ∪    ∪ - ॥
- 7     *sarīstrōś/λ srkās/tuś : katō/walis šuλōś* ॥  
       ∪ ∪ - | ∪ ∪ - | ∪    ∪ - | ∪    ∪ - ॥
- 8     *datrōśis/ qaλmλad/ qis : labtā̃/nal atrōkl* ॥  
       ∪ - ∪ | x    ∪    x | x ?    ∪ - | ∪ ∪ - ॥
- 9     *šfārdak ār/timuλ : dā̃v/ caqṛl āλ/ aštrkōλ* ॥  
       -    ∪ - | ∪ ∪    - | ∪ ∪ - | ∪ ∪ - ॥
- 10    *fakīτ ēst/ inal adal/λ : aksaā/kmλ iskōđ* ॥  
       - ? ∪ - | - ?    ∪ - | ∪ ∪ - |    ∪ ∪ - ॥
- 11    *wāntakt ēs/vav ifrōl/ qis : fakōr/fīd katōfn* ॥  
       -    ∪ - | ∪ ∪ - | x ?    ∪ - | ∪ ∪ - ॥
- 12    *buk mruwaāλ/ fakmλatav/ wiśśis waārś/ nid kantrōđ* ॥  
       - ?    ∪ - | - ?    ∪ - | - ?    ∪ - | x    ∪ - ॥

Denkbares Gesamtschema (mit Kennzeichnung der Verszäsur durch einen Doppelpunkt):

- 1     - ∪ - | ∪ ∪ - | ∪ : ∪ - | ∪ ∪ - ॥
- 2     - ∪ - | ∪ : ∪ - | ∪    ∪ - | ∪ ∪ - ॥
- 3     ∪ ∪ - | ∪ ∪ - | ∪ : ∪ - | ∪ ∪ - ॥
- 4     ∪ ∪ - | ∪ ∪ - | ∪ : ∪ - | ∪ ∪ - ॥
- 5     - ∪ - | ∪ ∪ - | ∪ : ∪ - | ∪ ∪ - ॥
- 6     - ∪ - | - ∪ - | ∪ : ∪ - | ∪ ∪ - ॥
- 7     ∪ ∪ - | ∪ ∪ - | ∪ : ∪ - | ∪ ∪ - ॥
- 8     ∪ - ∪ | ∪ ∪ - | ∪ : ∪ - | ∪ ∪ - ॥
- 9     - ∪ - | ∪ ∪ : - | ∪    ∪ - | ∪ ∪ - ॥
- 10    - ∪ - | - ∪ - | ∪ : ∪ - | ∪ ∪ - ॥
- 11    - ∪ - | ∪ ∪ - | ∪ : ∪ - | ∪ ∪ - ॥
- 12    - ∪ - | - ? ∪ - | - ?    ∪ - | ∪ ∪ - ॥

Mit dem hier angewandten Verfahren lassen sich prinzipiell auch die anderen lydischen Gedichte entschlüsseln. Für das Gedicht Nr. 12 ist das metrische Schema ebenfalls bereits vor fünf Jahren vorgelegt worden (wie Anm. 79). Allerdings ist die Analyse hier schon schwieriger, da vielleicht Verse mit unterschiedlicher Silbenzahl (dodeka- und dekasyllabisch) auftreten. Die Schwierigkeiten steigern sich noch weiter bei Gedicht Nr. 13, dessen vollständig erhaltene erste neun Verse auf Anhiieb lediglich den anapästischen Versausgang klar erkennen lassen. Anderes ist infolge seines fragmentarischen Erhaltungszustandes ohnehin schwer zu bewältigen (Nr. 14 und Nr. 15). Man wird hinsichtlich des lydischen Versbaus neben dem dominanten Anapäst auch noch mit anderen Metren zu rechnen haben.

An dieser Stelle unserer Ausführungen lohnt noch ein Blick auf die Lösung, die WILHELM BRANDENSTEIN<sup>90</sup> schon im Jahr 1967 für das Gedicht Nr. 11 vorgeschlagen hat. Mit Rücksicht auf die kleinasiatische Heimat („Ephesos in Lydien“) des Hipponax (6. Jh. v. Chr.), der im Altertum als Erfinder des Choliambus galt und gelegentlich auch regelmäßige Iamben verwendete<sup>91</sup>, wird folgende Versgestalt angegeben (zwei jeweils durch einen Pentameter abgeschlossene Strophen, von denen hier nur die erste gebracht wird):

- 11, 1 choliambischer Trimeter;
- 2 katalektischer iambischer Trimeter;
- 3 choliambischer Trimeter;
- 4 katalektischer iambischer Trimeter;
- 5 choliambischer Trimeter;
- 6 Pentameter der Gestalt – xx – xx – || – x – xx –.

Hier bestehen schon gleich von Anfang an Verständigungsprobleme, da BRANDENSTEIN die Einzelheiten nicht expliziert, nicht Silbe für Silbe vorrechnet. Weiter ist sehr störend, daß er quantifizierende Metrik annimmt — und zwar, ohne die Alternative akzentuierender Metrik überhaupt in Betracht zu ziehen — und dabei freilich einräumen muß, daß „wir die Quantitätsunterschiede im Lydischen nicht kennen“. Dies ist für die Identifikation von Choliamben, die sich ja gerade durch die Länge an der vorletzten Versstelle von normalen Iamben unterscheiden, schon ziemlich fatal. Als Kriterium bleibt BRANDENSTEIN nur, „daß im choliambischen Trimetron keine Länge durch zwei Kürzen aufgelöst werden kann.“ Da aber in gewöhnlichen Iamben die Auflösung der Längen nicht obligatorisch ist, schmilzt auch dieses Kriterium zusammen. BRANDENSTEINs Vorgehen ist also recht willkürlich. Er liest etwas — seine vorgefaßte Meinung — in die Verse hinein, statt zu versuchen, was sie enthalten müssen, aus ihnen herauszulesen. Daß er seine Arbeitshypothese am Material bestätigt zu finden glauben konnte, ist durch einen trivialen Sachverhalt bedingt. Sieht man nämlich von den jeweiligen Versspezifika ab, so kann man beliebige Zwölfsilbler als akatalektische, beliebige Elfsilbler (für solche hielt Brandenstein u.a. den zweiten und den vierten Vers) als katalektische iambische Trimeter lesen. Diesen Zusammenhang hat BRANDENSTEIN anscheinend nicht hinreichend beachtet.

Weiter ist zu sagen, daß die Quantität ja nicht völlig unbekannt ist, sondern im Bereich der ‚Positionslängen‘ durch Universalien der Silbenstruktureregeln eingegrenzt wird, ein Umstand, den GARY MILLER (wie Anm. 74) für seinen Entzifferungsversuch zu nutzen trachtete. Wenn man davon, wie BRANDENSTEIN, aber absieht, dann wird man es vorziehen, die Verse – dem aus den Vokalsynkopen ablesbaren lydischen Druckakzent besser entsprechend – doch lieber akzentuierend zu lesen (‘ – ’ = Hebung, ‘ ∪ ’ = Senkung, ‘ x ’ = Versiktus):

<sup>90</sup> W. BRANDENSTEIN, *Metrisches in epichorischen Texten des großägäischen Raumes*, 23–31 in: W. C. BRICE (Hrsg.), *Europa. Studien zur Geschichte und Epigraphik der frühen Aegaeis*. Festschrift für Ernst Grumach. Berlin 1967.

<sup>91</sup> BRANDENSTEIN bezieht sich speziell auf eine antike Nachricht, daß Hipponax Iamben und Choliamben gemischt verwendet habe, was auch dem Befund der uns überlieferten Fragmente gelegentlich entspricht.

- 11, 1 *est mrúwaad sārīstrōśλ sfārwad āśtrkōλ*  
           U    - U    - U - U    - U    - U -  
       2 *wāntās wicȳ arēλ katāredkñś iskōś*  
           U    - U    - U - U    - U    - U -

Dies wäre keine schlechte provisorische Lösung, und sie sollte als „Nebenlösung“ bei der Dechiffrierungsarbeit mitberücksichtigt werden. Aber es fehlt hier doch noch jegliches unabhängige Bestätigungsindiz. Schon die Bevorzugung gegenüber der Lesung der Verse als Trochäen — einer weiteren „Nebenlösung“ — würde noch eine Begründung erfordern. Insbesondere bliebe aber die Beziehung vom Versbau zum Sprachbau und damit die Möglichkeit des Verständnisses von Verskunst als Sprachkunst im Dunkeln. Der Vergleich mit diesem Sachverhalt wirft günstiges Licht auf unser oben vorgeführtes Lösungskonzept, bei dem Sprache und Metrum so innig vermählt erscheinen, daß eine bloße Schreibregel hinreicht, um sprachwissenschaftliche Information in Versstrukturen zu verwandeln.

Im Zusammenhang mit der Besprechung des Versbaus ist noch die Frage nach einer etwaigen Großgliederung der lydischen Gedichte zu stellen. Die naheliegende Vermutung, daß die Versreihe nicht monoton-iterativ, sondern in regelmäßige Strophen gegliedert ist, läßt sich im Fall des Gedichts Nr. 11 durch mehrere Beobachtungen als aussichtsreich erweisen. Schon in der Zwölfzahl der Verse liegt ja ein Hinweis auf die Möglichkeit symmetrischer Strophenabteilung. Die Faktorzerlegung der Zwölf führt auf die konkurrierenden Ansätze von zwei sechszeiligen (so WILHELM BRANDENSTEIN, wie oben berichtet, und vor ihm bereits EMIL VETTER, wie Anm. 73, 57), drei vierzeiligen, vier dreizeiligen (so MARTIN L. WEST, wie Anm. 76, 170, mit Fragezeichen), oder sechs zweizeiligen Strophen. Obzwar nun der Satzbau am Gedichtanfang (mit dem Bericht der Dedikation und ihres Anlasses in Zeile 1–2) und am Gedichtende (mit der Relativsatzkonstruktion der Fluchformel in Zeile 11–12) auf zweizeiligen Strophenumfang hindeuten könnte, weist ein anderes Indiz gebieterisch auf die von WEST vermutete Dreizeiligkeit, nämlich das Reimschema a - b - c : a' - b - c der ersten sechs Versenden, das durch die Variante c - d - c der letzten drei Versenden noch weiter gestützt wird:

- |   |           |   |           |    |            |
|---|-----------|---|-----------|----|------------|
| 1 | <i>oλ</i> | 4 | <i>ol</i> | 10 | <i>od</i>  |
| 2 | <i>oś</i> | 5 | <i>oś</i> | 11 | <i>ofn</i> |
| 3 | <i>od</i> | 6 | <i>od</i> | 12 | <i>od</i>  |

Dabei ist gar nicht entscheidend, ob der über die Assonanz der o-Vokale hinausgehende regelrechte Reim (mit Einschluß auch der Konsonanten) als gewolltes Klangprinzip anzuerkennen ist oder lediglich als sich von selbst einstellende Folge parallelen Satzbaus. Denn in beiden Fällen wird uns die Strophengliederung als Ursache für die eigenartige Übereinstimmung der betreffenden Versenden gelten dürfen. Bei näherer Betrachtung der Umzeichnung des Textes der Marmorstele erkennt man weiterhin, daß sich der aufgrund dieses phonologisch-akustischen (Reim-)Indizes zu vermutende dreizeilige Strophenbau auch optisch auswirkt. Die Anfangszeilen der zweiten (Zeile 4), dritten (Zeile 7) und vierten (Zeile 9) Strophe sind nämlich alle deutlich kürzer als die unmittelbar vorhergehenden Strophenschlußzeilen (Zeile 3, 6, 8). Das schon am Versbau beobachtete Prinzip der ‚Achterlastigkeit‘ scheint also auch den Strophenbau zu tangieren. Wenn man nun weiter mit dem Auge die ‚ausgefranzte‘ Linie der Zeilenenden verfolgt, so wird ihre

Gliederung in genau vier Dreierabschnitte alsbald deutlich. Verbindet man schließlich die Reimvokale in einer maßstabgetreuen Abbildung des Denkmals durch gerade Strecken, so ergibt sich eine gezackte Linie, deren Richtungssinn sich mehrfach ändert. Dabei ist an den inneren Strophengrenzen zunächst jeweils eine Linksdrehung zu beobachten, auf die sofort die Rechtsdrehung folgt:

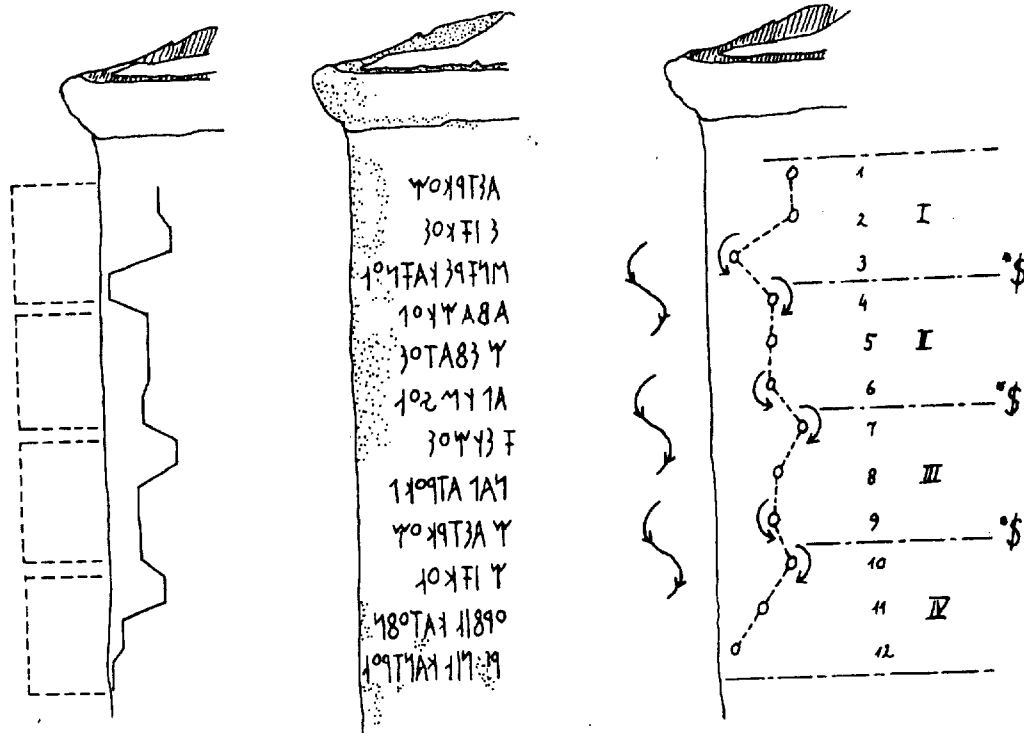


Abb.: Die Flucht der Zeilenenden des Gedichtes Nr. 11 weist — entsprechend der Strophenteilung — vier Abschnitte zu je drei Zeilen auf.

Abb.: Die Schwingung der Reimvokalverbindungsline hat vor und hinter jeder inneren Strophengrenze einen Wendepunkt.

Man findet also um die inneren Strophengrenzen herum drei S-Kurven, die sich zu einer periodischen Schwingung von der Periode ‚drei‘ und von ungleichmäßiger Amplitude formieren. Man kann den Sachverhalt also auf folgende Formel bringen (Erklärung der Symbole: ‚S‘ = ‚S-Kurve‘, ‚\$‘ = ‚Strophengrenze‘, ‚ $\Leftrightarrow$ ‘ = ‚genau dann, wenn‘):

$$S \Leftrightarrow \$.$$

Erneute Überprüfung des Wortlauts führt nun auf die Möglichkeit, die Analyse von Gedankenführung und Satzbau des Gedichts Nr. 11 mit dieser vierteiligen Strophengliederung zur Deckung zu bringen. Denn es zeigt sich, daß der in der ersten Person gehaltene Bericht des Dedikationsaktes am Textanfang um den ebenfalls eine Verbalform der ersten Person (*sawv* ‚ich habe gesoundsot‘) enthaltenden Relativsatz (mit *qid* ‚was‘) der dritten Zeile erweitert sein kann, der durch den zugehörigen Hauptsatz aus dem Partizip *arštānsrś* und dem Hauptverbum *kasnod* abgeschlossen wird (‚soll/wird soundsoend

soundsoen'). Ferner kann auch der zweizeilige Fluchformel am Textende (*wānta\*v = k = \*it esvav ... qis ... fakorfid katofn buk mruwaaλ, fa=k=m=λ ... nid kantrod* „und wer diesen Steinbauten? eine Soundsong soundsot oder der Stele, dem soll/wird ... nicht soundsoen“) in der zehnten Zeile ein zusätzlicher Satz vorgeschaltet sein (*fa=k=\*it=\*as est inal ... iskod* „... dies hat er sich? gemacht ... alles“). Als klar ins Auge springende dritte Strophe scheint sodann die organisch wirkende Einheit der Verse sieben bis neun abgrenzbar, wo die zunächst anonym gehaltenen Hinweise der ersten Strophe (*est mruwaad ... sfarwad aštrkoλ wāntas wicv ... =k= ... iskoš* „diese Stele habe ich aufgrund eines Gelübdes der ... Gottheit? errichtet ... und ... die Steinbauten? ... alle“) nun durch die allfällige Nennung des Namens des vornehmen Stifters (*srkastuš katowalis šuloš* „Srkastu, der Sohn? des Katowa“) und der bedachten Gottheit (*sfarda\*v=k artimuλ dāv caqrlaλ aštrkoλ* „und der Artemis von Sardeis ist? es? gegeben?, der reinen? Gottheit?“) präzisiert werden. Durch solche Überlegungen lassen sich MARTIN L. WESTS Annahmen zur Strophengliederung, die sich überdies auch im Falle anderer Gedichte zu bewähren scheinen, untermauern. In der oben gebrachten metrischen Analyse ist deshalb die Strophengliederung bereits berücksichtigt. Es bleibt zu hoffen, daß hiermit die Grundlage für die weitere Aufschlüsselung des Gedichtinhalts geschaffen ist.

In der Frage nach der Herkunft dieser lydischen, für uns nur durch Denkmäler des vierten Jahrhunderts v. Chr. greifbaren Dichtung wird man zunächst zur Annahme griechischer Vorbilder neigen. Doch gibt es mehrere widerratende Indizien:

1. Der anapästische Dimeter ist meist durch die Mitteldiärese in zwei gleiche Hälften geteilt, während die lydische Verstechnik eine etwas weiter rechts liegende Zäsur bevorzugt, die im obigen Schema durch drei übereinandergestellte Punkte hinter der jeweils siebenten Silbe markiert ist (Verse Nr. 1, 3, 4, 5, 6, 7, 10; wohl auch 8 [Zusammenschreibung signifikant ??] und 11 mit enklitischem *qis*); nur die Verse Nr. 2 und Nr. 9 scheinen die Mitteldiärese (oder doch eine Zäsur, im zweiten Fuß?) aufzuweisen, während die Kolometrie von Vers Nr. 12 (Diäresen am Ende des ersten und des dritten Fußes?) noch offenbleibt. Die lydische Versorganisation weist hinsichtlich Diärese und Zäsur also gerade den der entsprechenden griechischen Regelung entgegengesetzten Befund auf (zum griechischen anapästischen Dimeter siehe DIETMAR KORZENIEWSKI, *Griechische Metrik*, Darmstadt 1968, 88 mit Anm. 19).

2. Der konstante lydische Endreim (im Falle des Gedichts Nr. 11 mit Reimvokal *o* in jeder versschließenden Silbe) bleibt ohne griechisches Vorbild.

3. Auch der häufige Stabreim (z.B. 11, 2 *wāntas wicv*; 11, 12 *wiśsis waars*) scheint nicht griechisch zu sein.

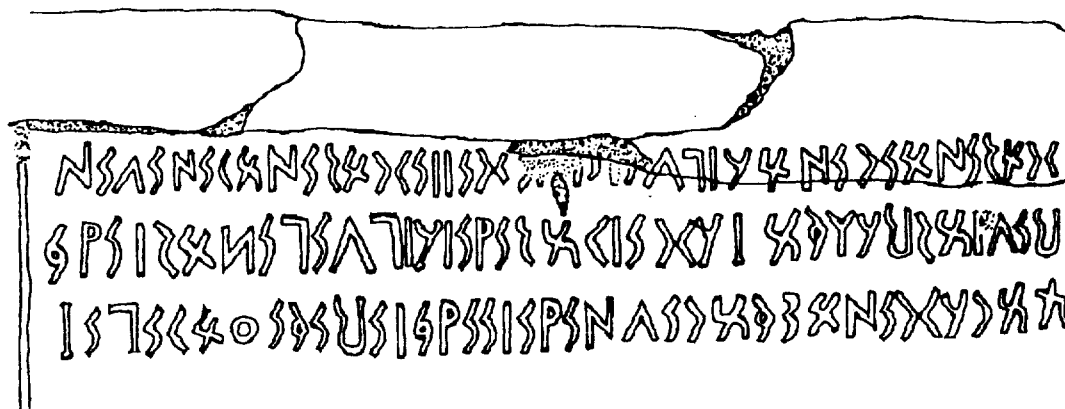
Man wird in dieser lydischen Dichtung des vierten Jahrhunderts also eher das Endglied einer inneranatolischen Traditionskette vermuten als direkte Übernahme aus dem Griechischen; dabei braucht sekundärer griechischer Einfluß auf die Versgestaltung (etwa im Sinne einer strengeren Regularisierung freier anatolischer Muster) nicht ausgeschlossen zu werden.

Umgekehrt ist nun auch nach etwaigen Einflüssen des Lydischen auf die Dichtung der benachbarten griechischen Aioler zu fragen. Die lydische Metrik kann, so wie sie uns vorliegt, als akzentuierend und silbenzählend bezeichnet werden. Wenn nun die Lesbier ebenfalls eine silbenzählende Verstechnik besitzen, im Gegensatz zu Ioniern und Dorern, so kann dieser wesentliche Zug Kleinasien zu verdanken sein. Jedenfalls ist die in der

Indogermanistisk so selbstverständliche Verknüpfung der lesbischen Poesie mit der silbenzählenden Verstechnik der Indoiranier durch den Aufweis dieser Alternative in Frage gestellt, und somit auch die Rekonstruktion eines urindogermanischen silbenzählenden Metrums.

5. Wir wollen den Blick noch kurz auf die anatolische Südküste, nach Side in Pamphylien, richten. Hier findet man in der sogenannten ‚längeren Strategeninschrift‘ (3. Jh. v. Chr.) zwei rahmende Kola, bei denen die Gleichheit der Silbenzahl (jeweils Elf-silbler) sowie der mögliche Endreim aufhorchen läßt. Man kann hier — mit allem gebotenem Vorbehalt — zwei Verse mit lydischem Rhythmus (Anapäste, am Anfang akephal) und lydischem Reim (Reimvokal *a* wie im lydischen Gedicht Nr. 13) vermuten, jedenfalls geht die Skandierung glatt von den Lippen<sup>92</sup>.

A. Die längere Strategeninschrift auf einem Kalksteinblock vom Osttor der Stadt Side (etwa 3. Jh. v. Chr.) in Zeichnung (ROBERT HAUSER/Wien) und Transliteration:



- ← 1 *wejaše akaše istratagewassawejašemašaraš*
- ← 2 *darbejdiunesiwasmejabasistratagejsabo*
- ← 3 *pekiwašeznekaršabasaabosadanathematas*

B. Textaufgliederung in Kola:

- a) *wejaše akaše istratag ewas*
- b) *sa wejaše mašaraš Darbej Diunesiwas Mejabas istratag ejš*
- c) *ab opekiwaše znekarš*
- d) *abasa ab osad anathema tas*

<sup>92</sup> Näheres bei VERF., *Zur Sprache von Side*, in: Y. L. ARBEITMAN (Hrsg.), *The Anatolian Connection. Memorial Offerings for Charles Carter in Anatolian and Other Asian Minor Languages* (im Druck). Zur Dedikation der eigenen Waffen eines Feldherrn ist dort nachzutragen C. BLINKENBERG, *Die Lindische Tempelchronik*. Bonn 1915 (*Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen*, hrsg. von H. LIETZMANN, 32), Kapitel XL (König Pyrrhos) und XLI (Hieron II., ebenfalls 3. Jh. v. Chr.) ὅπλα οἷς αὐτὸς ἐχρεῖτο.

## C. Möglicher Sinn (unverbindlicher Übersetzungsvorschlag):

„Mit den Waffen hat der Feldherr über die Feinde gesiegt / und mit den Waffen hat die Götter Darbej, (der Sohn) des Diunesiw, (des Sohnes) des Mejab, der Feldherr, geehrt. / Er tut für spätere Zeiten kund: / Die seinen (sc. Waffen) hat er dort als Weihgeschenke aufgestellt.“

## D. Versuch einer Rhythmisierung der rahmenden Kola:

*wejāše akāše istrātag ewās*

*abāsa ab ōsad anā<sup>th</sup>ema tās*

○ - 100 - 100 - 100 - ||

○ - 100 - 100 - 100 - ||

Bei dieser Lösung besticht die Harmonie von Wortfolge und Fußzyklus. Auf jede starktonige Wortform fällt genau ein Versiktus, während das naturgemäß schwachtonige Pronomen *ab* ‚er‘ in einer Senkung Unterschluß gefunden hat. Auch die Wortmetrik mit dem majestätischen Dreischritt der Dreisilbler zu Anfang (*wejāše* = *akāše* = *istrātag*: ○ - ○) und seinem schwächer werdenden, in die Länge gezogenen viersilbigen Widerhall in der Folge (*abāsa ab* = *anā<sup>th</sup>ema*: ○ - ○ ○) verleiht dem Wortlaut heroischen Glanz. Versucht man es mit anderen naheliegenden Lösungen, so ergibt sich kaum Vergleichbares. Nur die Interpretation als alternierende zweigeteilte Sechsheber schiene noch angängig (Anvers iambisch *wejāše ākašē* oder trochäisch *wējašē akāše*, Abvers *īstratāg ewās*), während etwa Daktyloi (mit häßlichem *ābasa āb osad ānathemā tas*), alkäische oder sapphische Elfsilbler sowie Phaläkeen schwerlich akzeptabel wären.

Trotz der Unsicherheiten ist der Fall lehrreich. Denn er führt uns vor Augen, wie das Aufscheinen anderweitiger Analoga ein isoliertes Zeugnis — hier das des Lydischen — als Bestandteil einer möglichen Traditionskette begreifbar werden läßt. Wenn die Verse von Lydien im weit entfernten Side eine so genaue Entsprechung hätten, so wäre auf großräumige Zusammenhänge zu schließen.

6. Nach der Entschlüsselung der lydischen Metrik (mit ihrer etwaigen sidetischen Appendix) stellt sich auch das bereits lange schwelende Problem der Verskunst von Lykisch B. In einer Abart des Lykischen, die offensichtlich nur für die Abfassung von Gedichten epigraphisch verwendet erscheint, sind die beiden umfangreichen Texte *Tituli Lyciae* (Sigel: TL)<sup>93</sup> 44c 32ff. (Stele von Xanthos, Nord- und Westseite) und TL 55 (Löwensarkophag von Antiphellos — Kaş) abgefaßt. Es war PETER FREI, der mir bei einem Zusammentreffen in Zürich im Sommer 1986 den Hinweis gab, daß hier ähnlicher Rhythmus und gelegentlich sogar ähnlicher Reim wie in WATKINS' Wilusiadenvers vorzuliegen scheint. Wegen der Aussicht, den WATKINSschen Vers in eine Traditionskette einreihen und einen wesentlichen weiteren Teil altkleinasiatischer Dichtung wiedergewinnen zu können, schien mir die Sache weitere Mühe wert. Doch sind alle meine Ver-

<sup>93</sup> E. KALINKA, *Tituli Lyciae lingua Lycia conscripti*. Wien 1901 (*Tituli Asiae Minoris*, vol. I); vgl. auch J. FRIEDRICH, *Kleinasiatische Sprachdenkmäler*. Berlin 1932 (*Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen*, hrsg. von H. LIETZMANN, 163), Kapitel VII Lykische Texte, 52–90; Weiterführung bei G. NEUMANN, *Neufunde lykischer Inschriften seit 1901*. Wien 1979 (Österr. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Denkschr. Bd. 135).



suche, den Geheimnissen des Metrums von Lykisch B auf die Spur zu kommen, zunächst erfolglos verlaufen. Es war dann wiederum PETER FREI, der während des Wiener Lykienkolloquiums im Mai 1990 in privater Runde etliche Verse vorskandierte, freilich noch mit einigen Bedenken. Er hat mir in selbstloser Weise erlaubt, sein Konzept aufzugreifen und weiterzuverwenden. PETER FREIs Skandierungen schienen intuitiv einleuchtend, und es war nur noch nötig, das ganze konsequent am Gesamttext durchzuführen und in klare Regeln zu fassen. Das ist mit einiger Mühe dann auch noch rechtzeitig zum hundertsten Geburtstag der Kleinasiatischen Kommission gelungen, und ich kann hier schon ein sehr weitgehend ausgearbeitetes Konzept der Entschlüsselung lykischer Metrik vorstellen.

Ehe freilich schöne Rhythmen und Reime vorgeführt werden, sind spröde Fakten in nüchterner philologischer Arbeit darzulegen. Lykisch B besitzt bekanntlich ein spezielles Zeichen zur Markierung von Textabschnitten in Form eines nach links geöffneten stehenden Kreissegmentes:

) [transliteriert durch ‚\$‘].

Da die so markierten Textabschnitte auf dem Inschriftpfeiler von Xanthos unmittelbar an das zwölfzeilige Epigramm<sup>94</sup> in griechischer Sprache TL 44c 20–31 anschließen, also in poetischem Kontext stehen, ferner fast immer ungefähr gleich lang sind und dabei jegliche für einen Einzelvers angemessene Länge weit überschreiten, hat man sicherlich zu Recht angenommen, daß es sich dabei um Anzeiger von Strophengrenzen (oder um Strophenteiler) handelt<sup>95</sup>.

Es sind in TL 44 insgesamt dreißig<sup>96</sup> solche Strophenteiler epigraphisch erhalten und weitere sechs<sup>97</sup> an beschädigten Stellen der Stele zu ergänzen<sup>98</sup>. Wieviele Strophen enthält nun das Gedicht?

Um die richtige Antwort zu finden, darf man es allerdings nicht bei der mechanischen Zählung der Strophenteiler bewenden lassen, sondern muß Textkritik anwenden. Da ist zuerst zu vermerken, daß in Zeile c 65 der Strophenteiler weggelassen wurde, weil dem Steinmetzen die zu drei Vierteln freigelassene Zeile und das anschließende Kolumnenende als Grenzmarke offenbar ausreichend erschienen. Weiter ist ein Fehler im Bereich der Zeilen d 29 bis d 30 in Rechnung zu stellen. Hier finden sich zwei Strophenteiler in viel zu kurzem Abstand, nämlich in zwei aufeinanderfolgenden Zeilen, während

<sup>94</sup> Vgl. dazu außer KALINKA TL (wie Anm. 93) 47–48 u. a. noch O. BENNDORF, *Zur Stele Xanthia*. Jahreshefte d. Österr. Archäolog. Inst. 3 (1900) 98–120 (speziell 110ff.); P. ALLANUS HANSEN, *Carmina Graeca saeculorum VIII–V a. Chr. n.* (CEG 1). Berlin, New York 1983, 96–97 Nr. 177 (mit Lit.).

<sup>95</sup> KALINKA (wie Anm. 93) 45b: „*eum [sc. sermonem] igitur pro dialecto poetica, quam antiquiorum linguae formam prae se ferre Arkwright subtiliter coniecit, habere non dubito, cum haec monumenti pars ipsa carmen quoddam signo ) in singula membra divisum esse videatur*“.

Außer in der Funktion als Strophenteiler findet sich das nach links geöffnete stehende Kreissegment auch als Interpunktionszeichen zur Kennzeichnung eines Sinnabschnitts auf Sarkophagen von Tlos (TL 29, 4.7.8.9) und von Xanthos (TL 36, 6) sowie am Inschriftenende hinter Zahlzeichen in Xanthos (TL 47, 3) und Limyra (TL 114, 3; 115, 3); sieh darüber P. FREI, *Schweizer Numismatische Rundschau* 55 (1976) 12.

<sup>96</sup> c 34.39.44.46.48.51.53.56.68.60; d 4.7.10.13.16.29.30.34.37.40.44.47.50.53.56.59.62.65.67.70 (= 30 Belege für \$).

<sup>97</sup> c 36.41.62; d 19.22.25 (= 6 zerstörte Belege für \$).

<sup>98</sup> KALINKA ergänzt im Text selbst nur drei (c 36.41.62), hat aber auch die restlichen drei (d 19.22.25) korrekt erschlossen, wie er p. 45 Anm. \*\* angibt.

die Wiederkehr des Strophenteilers sonst erst in jeder dritten, vierten oder gar fünften Zeile<sup>99</sup> erfolgt. Ein Blick auf den Wortlaut läßt den Grund dieser Unregelmäßigkeit so gleich erkennen. Das Auge des Steinmetzen war versehentlich auf den eine Zeile höher in seiner Vorlage stehenden Text zurückgeschweift, der schon eingemeißelt war, und nun wurde die Zeichenfolge *kibe meredi*: \$ (wie in Zeile d 29) in Zeile d 30 versehentlich ein zweites Mal eingemeißelt. Zum zweiten Mal beim Ende derselben Strophe angelangt bemerkte der Steinmetz seinen Fehler. Nun hat er den verpfuschten Anfang der neuen Strophe noch einmal eingemeißelt und diese korrekt zu Ende geführt. So hat sich der uns vorliegende fehlerhafte Text ergeben (hier gleich mit Athetese des Fehlers durch geschweifte Klammern):

d 28 *mēmrezñ : trppali : metu neu prijelijed[i]*  
 d 29 *kibe meredi* : \$ {*nikm qrimiz řtuwitēni* : up-  
 d 30 *lesiz waxssadi* : *kibe meredi* : \$} *nikm qri-*  
 d 31 *miz řtuwitēni* : *uplesiz* : *waxssadi* : *tub-*  
 d 32 *uriz ēkedepñ* : *predi* : *zazati* : *zriqali*:

Da der schon von FRIEDRICH WILHELM KÖNIG<sup>100</sup> beobachtete Sachverhalt für die Etablierung des Gesamtgedichts von Belang ist, sei er hier noch durch sprachliche Beobachtungen weiter gestützt:

1) d 28 *prijelijed[i]* *kibe meredi* ist ein ordentliches Syntagma; ich möchte für die noch unklare Wortform *prijelijed[i]* den Bedeutungsansatz ‚aus freien Stücken, freiwillig‘ (idg. \**prijo-* ‚lieb, frei‘) vorschlagen und die gesamte Wendung als ‚freiwillig oder auf Befehl‘ verstehen<sup>101</sup>.

2) d 31f. *uplesiz waxssadi tuburiz* enthält kongruierende und somit wohl zusammengehörige Nominalformen auf \**iz*, wie auch das weitere Vorkommen c 57 *tuburiz upleziz* (verschrieben aus *uplesiz*, oder mit sporadischer Assimilation) nahelegt.

Es läßt sich also zeigen, daß der doppelt eingemeißelte Wortlaut in seinem jeweiligen Nachbarvorkommen (d 28–29 bzw. d 31–32) in einem natürlichen Zusammenhang steht, während für die Korrektheit des zu athetierenden Stücks keine Indizien beizubringen sind. Also dürfen wir den Überschuß in d 29 – d 30 bedenkenlos streichen.

Der somit so gut wie feststehende Steinmetzfehler hatte die fatale Folge, daß der ohnehin schon knapp gewordene Schriftraum<sup>102</sup> nun um etwas mehr als eine Zeile ver-

<sup>99</sup> Vgl. KALINKA (wie Anm. 94): „*hoc signum redire solet in tertio vel quarto quoque versu*“; in der Tat muß mindestens eine freie Zeile zwischen zwei Vorkommen liegen (c 34 – \*c 36 [ergänzt], c 39 – \*c 41 [ergänzt], c 44 – c 46, c 51 – c 53, c 56 – c 58 – c 60 – \*c 62 [ergänzt], d 65 – d 67); alle anderen Vorkommen weisen zwei oder sogar drei (so vor d 4 und zwischen \*d 25 [ergänzt] und d 29, d 30 und d 34, d 40 und d 44) Zeilen ohne Strophenteiler auf.

<sup>100</sup> F. W. KÖNIG, *Die Stele von Xanthos*, 1. Teil: *Metrik und Inhalt*. Wien 1936 (*Klotho*, Bd. 1 I), 16–17. Hinsichtlich der Zeileneinteilung der Vorlage gibt KÖNIG eine zwar einleuchtende, jedoch wohl nicht zwingende Rekonstruktion an (ich stelle die Untersuchung zurück).

<sup>101</sup> Die Bedeutung ‚aus freien Stücken‘ ergibt sich als möglicher Inhalt des (durch *kibe* ‚oder‘ angezeigten) Konträrbereichs von *meredi* ‚auf Befehl‘, wonach die Etymologie auf der Hand liegt; *prijelija* d 35 ist mir noch unverständlich. Wegen eines eventuellen Wandels \**ih<sub>2</sub>o* > anatol. *iia* (z. B. im heth. Ablativausgang im Sandhi vor -a ‚und‘, also \**tih<sub>2</sub>a* > *ziia*) wird der Ansatz der Grundform (\**prih<sub>2</sub>o-* oder *prijo-*) nicht präjudiziert. Anders STARKE (wie Anm. 48) 455 Anm. 1645.

<sup>102</sup> KALINKA (wie Anm. 93) p. 45 b macht die Rechnung hinsichtlich Zeilenzahl (c = 65, d = 71) und Buchstabenzahl pro Zeile (hier ist d mit b zu konfrontieren) auf mit dem Schluß „*lapidarius videlicet*,

kürzt war, wodurch für den Schluß des Gedichts kein Platz<sup>103</sup> mehr zur Verfügung stand. Deshalb werden wir uns durch das letzte Wort der Inschrift *trqqñti* ‚dem Wettergott‘, das natürlich einen schönen Schlußpunkt ergäbe, nicht weiter beeindrucken lassen und vielmehr annehmen, daß die letzte Strophe unvollständig eingemeißelt wurde, worauf ja auch ihr viel zu geringer Umfang weist — es fehlt im Vergleich zur Norm über die Hälfte des Textes dieser Strophe, gerade soviel, wie man in dem d 29 – d 30 vergeudeteten Raum (44 Buchstabenstellen)<sup>104</sup> hätte unterbringen können. In der in Appendix A zu findenden, nach einem privaten Photo von ROBERT HAUSER (Wien) angefertigten Zeichnung kann man den aus KALINKAs Darbietung nicht hervorgehenden Befund<sup>105</sup> der Westseite des Pfeilers von Xanthos ansehen. Das Schriftfeld ist hier bis zum Sockel herab komplett mit Text belegt, so daß dem Steinmetzen kein Raum zum Einmeißeln des Strophenenendes mehr verblieben ist. Nur ein einziger Buchstabe wäre noch unterzubringen gewesen, doch wäre dadurch das Malheur überdeutlich erkennbar geworden.

Nach dieser Klarstellung kann die Frage nach dem Umfang des Gedichts beantwortet werden. Es umfaßt siebenunddreißig Strophen, mit dem Überschuß doppelt eingemeißelten Texts zwischen der drei- und der vierunddreißigsten Strophe sowie dem entsprechenden Minus in der siebenunddreißigsten (Erklärung der Symbole: Römische Ziffer = Strophenzählung; c + arabische Ziffer = Zeilenzählung der Nordseite, d + arabische Ziffer = Zeilenzählung der Westseite; A, M, E = Anfang bzw. Inneres [,Mitte‘] bzw. Ende der Zeile; \$ [Dollarzeichen] = Strophenteiler; [...] = Restitution zerstörter Stellen, <...> = Ergänzung gegen die Überlieferung, {...} = Athetese):

I	c 32 A	—	c 34 M	\$	XX	d 17A	—	d 19 M	[\$]
II	c 34 M	—	c 36 E	[\$]	XXI	d 19 M	—	d 22 M	[\$]
III	c 37 A	—	c 39 M	\$	XXII	d 22 M	—	d 25 E	[\$]
IV	c 39 M	—	c 41 M	[\$]	XXIII	d 26 A	—	d 29 M	\$
V	c 41 M	—	c 44 M	\$	{*XXIV	d 29 M	—	d 30 M	[\$]
VI	c 44 M	—	c 46 M	\$	XXIV	d 30 M	—	d 34 M	\$
VII	c 46 M	—	c 48 E	\$	XXV	d 34 M	—	d 37 M	\$
VIII	c 49 A	—	c 51 M	\$	XXVI	d 37 M	—	d 40 E	\$
IX	c 51 M	—	c 53 E	\$	XXVII	d 41 A	—	d 44 M	\$
X	c 54 A	—	c 56 M	\$	XXVIII	d 44 M	—	d 47 M	\$
XI	c 56 M	—	c 58 M	\$	XXIX	d 47 M	—	d 50 M	\$

*quo longius progrediebatur, eo plures versus spatii angustius magis magisque pressus in singula latera referebat“.*

<sup>103</sup> KALINKA (wie Anm. 102) hat beobachtet, daß zunächst auf der Nordseite am meisten Raum durch Zusammendrängen der Schrift gespart worden war, worauf die Westseite in ihrem Oberteil etwas lockerer gestaltet werden konnte. Daß der Fehler von d 29–30 dies alles zunichte machte, scheint der Steinmetz erst etwa ab Zeile 45 (Erhöhung der Buchstabenanzahl von ca. 28–30 auf ca. 32 pro Zeile) bemerkt zu haben — doch zu spät!

<sup>104</sup> Es scheint, daß der Strophenteiler in dem στοιχηδόν-System des Pfeilers von Xanthos den Platz eines Buchstabens einnimmt, während der Worttrennungsdoppelpunkt nicht zählt. Es wurden in d 29 – d 30 also  $1\frac{3}{8}$  Zeilen eingebüßt.

<sup>105</sup> Auf einem Versehen beruht die Feststellung F. W. KÖNIGs (wie Anm. 100) 56 Anm. 1: „... ist die Westseite durch den unten freigelassenen Raum als Abschluß der Inschrift gut charakterisiert“, denn gerade auf der Westseite reicht der Text weiter (und bis unmittelbar) an den Sockel heran als auf den anderen Seiten, auf denen ein bis zwei zusätzliche Zeilen zur Not noch Platz gefunden hätten. — Für die Überlassung von Photos, die ich zur Beurteilung heranziehen konnte, danke ich Herrn Professor Dr. J. BORCHHARDT (Wien), Frau lic. phil. M. KRIETER-SPIRO (Basel/Augsburg), Frau Dr. H. KRAUS (München), Herrn Dr. P. SPAICH (Gauting).

XII	c 58 M	—	c 60 M	\$	XXX	d 50 M	—	d 53 M	\$
XIII	c 60 M	—	c 62 E	[\$]	XXXI	d 53 M	—	d 56 M	\$
XIV	c 63 A	—	c 65 M	<\$>	XXXII	d 56 M	—	d 59 M	\$
XV	d 1 A	—	d 4 M	\$	XXXIII	d 59 M	—	d 62 M	\$
XVI	d 4 M	—	d 7 M	\$	XXXIV	d 62 M	—	d 65 M	\$
XVII	d 7 M	—	d 10 M	\$	XXXV	d 65 M	—	d 67 M	\$
XVIII	d 10 M	—	d 13 M	\$	XXXVI	d 67 M	—	d 70 M	\$
XIX	d 13 M	—	d 16 E	\$	XXXVII	d 70 M	—	.....	

Ob der Zahl ‚Siebenunddreißig‘ — einer Primzahl aus ‚Sechsenddreißig‘ (= zweimal zwei mal dreimal drei) plus eins — eine symbolische oder auch eine ästhetische (etwa viermal neun oder dreimal zwölf Strophen plus eine) Bedeutung zukommt, bleibt noch zu untersuchen. Hinsichtlich der Gesamtstrophenfolge findet man anscheinend keine Hinweise auf das Vorliegen mehrerer selbständiger Gedichte<sup>106</sup>, weshalb man — bis auf weiteres — hier ein einziges einheitliches Poem annehmen wird.

Nach der Klärung der Strophenzahl kann man sich nun Fragen der internen Strophengliederung zuwenden. Dabei ist bald zu erkennen, daß die Strophen nach ihrem Silbenumfang — wie immer man die Silbenrechnung in sprachwissenschaftlicher (mit sonantischen Nasalen usw.) und verstechnischer (mit Synaloepen, Synizesen u. ä.) Hinsicht aufmacht — schwanken. Nach der im folgenden zugrundegelegten Silbenzählung<sup>107</sup> ergibt sich ein Minimum von achtunddreißig oder neununddreißig (Strophen I bis IV. VIII. XII. XIV) und ein Maximum von fünfundvierzig oder sechsundvierzig (Strophen XIII. XVI. XVIII. XXIII bis XXV) Silben pro Strophe. Man hat also anzunehmen, daß das lykische Metrum kein silbenzählendes ist. Was die Verslänge und die damit zusammenhängende Verszahl angeht, so sagt uns der *common sense*, daß mindestens zwei bis drei Verse (also mit neunzehn bis dreiundzwanzig beziehungsweise dreizehn bis fünfzehn Silben) pro Strophe und höchstens acht bis neun Verse (also mit sechs beziehungsweise fünf Silben<sup>108</sup>) pro Strophe anzunehmen sind. Man muß also die innerhalb dieses Rahmens liegenden verschiedenen Lösungen durchprobieren und dabei auf

<sup>106</sup> F. W. KÖNIG (wie Anm. 100) glaubte zwei Gedichte zu erkennen, eines auf der Nordseite und ein weiteres auf der Westseite. Jedoch sind die Argumente für ihre Differenzierung zum einen Teil nicht ausreichend, zum anderen Teil überhaupt illusorisch. Zu den nicht ausreichenden gehört der Rekurs auf den Freiraum in Zeile c 65 (KÖNIG, wie Anm. 100, 99: „... kann nur so verstanden werden, daß eine ganze geschlossene Erzählung zu Ende ist“). Hierzu ist zu sagen, daß sich auch anderweitig — freilich kleinere — Freiräume finden, wenn das Strophenende in die Nähe des Zeilenendes fällt (c 48.53, d 16.40); so mag das Kolumnenende hinter c 65, das eine weitaus größere Zäsur als ein Zeilenende setzt, für den größeren Freiraum von c 65 Veranlassung gewesen sein. Zu KÖNIGs Hinweis auf die engere Zeichensetzung der Nordseite vgl. oben Anm. 103.

<sup>107</sup> Den Maßstab für die Bestimmung der metrisch relevanten Silbenkerne gibt das Metrum an die Hand, insbesondere der gut belegte siebensilbige Minimalvers. Nach dieser Maßgabe ist beispielsweise silbischer Nasal  $\tilde{n}$  in VII 5, XVII 4 und XXXV 5 erforderlich, zweisilbige Messung von *iu* in XXXIII 1. In der Sache silbischer Resonanten und zweisilbiger Diphthonge rechne ich mit poetischen Lizenzen und bin bei der Skansion nicht allzu pedantisch vorgegangen.

<sup>108</sup> Die Festlegung der Untergrenze für die Silbenzahl wird durch die Überlegung gefördert, daß für ein Epigramm von ernstem (offiziell, vielleicht heroischem) Ton allzu kurze Verse nicht angemessen erscheinen. Einen lyrischen Viersilbler wie beispielsweise in dem intimen Gedicht FRIEDRICH RÜCKERTs *Du bist die Ruh' / Der Friede mild / Die Sehnsucht Du / und was sie stillt* kann man also auf der Stele von Xanthos schwerlich erwarten. Daß diese Überlegung vollauf berechtigt ist, erhellt aus dem Auftreten klar fünfsilbiger Wortformen (XXXIV 5 *punāmadedi*, XXXVI 3 *qilēniredi*, XIV 1 *wixsabababā*). Denn von der Normalannahme, daß die Versgrenze mit einer Wortgrenze zusammenfällt, darf ohne konkrete gegenteilige Evidenz bei der Dechiffrierung fürs erste nicht abgegangen werden.

die — in der Regel bekannten — Wortgrenzen sowie auf die sich einstellenden rhythmischen Muster achten. Der recht umständliche Weg wird nun durch PETER FREIS Intuition entscheidend abgekürzt<sup>109</sup>. Es zeigt sich, daß sich die Wortgruppen von Lykisch B immer wieder zu Versen aus sieben bis elf Silben zusammenfassen lassen, deren Rhythmus alterniert. Eine durch ihren Rhythmus und Endreim stark an die ‚Wilusiade‘ erinnernde Stelle steht in der zweiten Hälfte der neunten Strophe c 52–53 (wir werden später von dieser auf den ersten Blick verführerischen Analyse wieder abrücken):

*ūtākija tr̃milĩz*  
*tbĩplē : tr̃pplē : tūburĩz*  
*pdūrādĩ : xuzrūwēĩz*

Ist man auf den Verstyp erst einmal aufmerksam geworden, so findet man ihn auf der Stele von Xanthos über fünfzigmal. Schon die ersten beiden Strophen weisen ihn mindestens fünfmal auf:

I	2	<i>mřk<sup>w</sup>k<sup>w</sup>dipē : sebē : pasbā</i>	– U – U – U –
	3	<i>nātri : slāti : xūsttedĩ</i>	– U – U – U –
II	1	<i>tr̃qzikkēpe : mēde zpplĩ :</i>	– U – U – U –
	2	<i>xĩxbatĩ : qetbēleimĩs :</i>	– U – U – U –
	4	<i>sēbe lēli : pĩnatĩ</i>	– U – U – U –
	5	<i>māsasĩ : tulĩjew[ĩ<sup>110</sup> : \$]</i>	– U – U – U –

Wie die weitere Prüfung zu zeigen scheint, sind auch alle — oder doch wenigstens beinahe alle — übrigen Verse als solche Vierheber skandierbar, nur mit dem Unterschied, daß in der Senkung und am Versende noch jeweils eine Silbe hinzukommen kann. In diesen längeren Versen kann man freilich im Zweifel über den genauen Sitz des Iktus sein, da sich nun ein Spielraum ergibt, zum Beispiel:

II	3	a) <i>sĩke řēsi : uwēdris erēpliz :</i>	– U – U U – U U – U
		oder	

<sup>109</sup> Der hier systematisch entwickelten Darstellung der metrischen Dekodierung ist der Hinweis hinzuzufügen, daß in Wirklichkeit PETER FREIS Hilfestellung den Anstoß zur Arbeit gegeben hat, und erst als der Erfolg offensichtlich war, ist das Ergebnis nachträglich auch methodisch noch weiter abgesichert worden. Wenn es also *ex eventu* so scheint, als sei die hier vorgetragene Lösung durch ein paar simple Überlegungen ganz leicht und geradezu zwangsläufig zu erzielen, so darf doch die psychologische Barriere nicht unterschätzt werden, durch die eine erfolgreiche Beschäftigung mit dem Problem der lykischen Metrik bislang blockiert war. So ist es nach dem Durchbruch beim Lydischen erst P. FREIS fruchtbare Idee gewesen, die das Forschungsklima soweit auflockern half, daß eine unbefangene Betrachtung der lykischen Verhältnisse möglich wurde. Die analoge Entschlüsselung des protohattischen Versbaus (unten § 7) war danach geradezu ein Kinderspiel.

<sup>110</sup> Den Buchstaben *w* haben Ch. FELLOWS (mit falscher Wiedergabe E statt F) und E. KALINKA gelesen, das folgende \*E = *i* ist wegen der erforderlichen grammatischen Kongruenz zwischen Attribut *masasi* und folgendem Leitsubstantiv leicht zu erschließen. Aus sachlichen Gründen ist hier Lokativ angezeigt (und nicht Nominativ-Akkusativ). Man erkennt ein Nomen \**tuliiawar* (d. h. Verbalabstraktum zu einem Denominativ von dem in heth. *tuliiā* ‘Versammlung’ greifbaren Substantiv), das im luvisch-lykischen Bereich vom *r*-Stamm zum *a/i*-Stamm umgebildet wird (vgl. heth. *hapessar* ‘Glieder’ : luv. *hapissali* und \**parawar* : lyk. *pr̃nawa* ‘Bauwerk’).

b) *sīke tesī : uwedrīs erēplīz* : - u u - u u - u u -

Die vier Ikten lassen sich hier auf zwei verschiedene Arten auf die zehn Silben und die vier Wortformen verteilen. Der folgende Achtsilbler mit drei Wortformen hat sogar drei Lösungen:

X 2	a)	<i>krīdesī : sebēdi : qīrzē</i>	- u - u - u - u
	b)	<i>krīdesī : sebedī : qirzē</i>	- u - u u - u -
	c)	<i>krīdesi : sēbedī : qirzē</i>	- u u - u - u -

Eine überschüssige vierte Senkungssilbe läßt sich prinzipiell hinter jeder der drei Hebungssilben unterbringen. Es gibt also vermutlich eine einzige richtige Lösung (Hauptlösung) und eine oder mehrere Nebenlösungen bei diesen acht- bis elfsilbigen Versen, ohne daß wir gegenwärtig in der Lage wären, eine klare Entscheidung zu treffen. Aber diese Unklarheit ist der metrischen Dechiffrierung in der jetzigen Arbeitsphase nicht allzu hinderlich, da sich durch sie am Grundschema nichts ändert. Weitere Erforschung der Wortprosodie (zum Beispiel Feststellung bevorzugter Iktierung einer mehrfach vorkommenden Wortform auf einer bestimmten Silbe), der Wortbetonung, der Verstechnik (zum Beispiel: Regeln für die Reimbildung) wird zum allmählichen Abbau der Unklarheiten führen. Die folgende Darstellung verzichtet auf die Angabe von Nebenlösungen und bevorzugt solche Skandierungen, die — soweit schon jetzt ersichtlich — einen möglichst ausgeglichenen Rhythmus (mit Iktierung möglichst jeder Wortform) und ein harmonisches Gesamtbild ergeben. Lassen sich momentan noch keine Indizien für die Bevorzugung einer bestimmten aus mehreren parallelen Skandierungen erkennen, so wird die Entscheidung willkürlich gefällt.

Nach diesen vorbereitenden Bemerkungen wollen wir nun die Baugesetze für die lykische Normalstrophe — auf mögliche Sonderfälle anderen Strophenbaus komme ich weiter unten zu sprechen — und damit auch die Hauptregeln der uns überlieferten lykischen Poesie formulieren und anschließend am Text der ersten drei Strophen TL 44 c 32–39 vor Augen führen. (Der Versuch einer vollständigen metrischen Analyse von TL 44 c 32–d 71 folgt in der Appendix C).

#### Formulierung der Hauptregeln:

**Für die Normalstrophe von TL 44 c d sind zwanzig Hebungen anzunehmen, die sich auf fünf vierhebige Kurzverse aufteilen lassen. Die Kurzverse haben alternierenden Rhythmus, feste einsilbige (nicht auf zwei Silben verteilbare) Hebungen und freiere (ein- oder höchstens zweisilbige) Senkungen, setzen mit fallendem (trochäischem) Rhythmus ein und schließen mit einer Hebung (männlich, stumpf) oder einer (stets einsilbigen?) Senkung (weiblich, klingend).**

In gewissem Umfang können die Wortformen innerhalb eines Verses durch **Alliteration** (Stabreim) und die Versenden innerhalb einer Strophe durch **Homoioteleuton** (Assonanz oder regelrechten Reim,

auch in unbetonten Endsilben) miteinander verbunden sein. Die Metrik ist nicht quantifizierend, sondern akzentuierend, wobei Wortakzent und Versiktus locker kongruieren (Zusammenfall beider wird vermutlich erstrebt, aber nicht gefordert).

Anwendungsbeispiel: Die ersten drei Strophen TL 44c 32–39<sup>111</sup>

- I 1        <sup>c32</sup>*sb̄irte : mē zirēima : sabādi*  
 2        *m̄rk<sup>w</sup>k<sup>w</sup>dipē : sebē : pasbā*  
 3        <sup>c33</sup>*nātri : slāti : xūstedī*  
 4        *sēbe xñābu : s(e)be ntē lac<sup>34</sup>k<sup>w</sup>rā :*  
 5        *trūjelī : zazāti : †nbb<lā?<sup>112</sup>> : \$*

— U        — U        — U U        — U  
 — U        — U        — U —  
 — U        — U        — U —  
 — U U    — U U?    — U —  
 — U        — U        — U <— ? > \$

Reimschema: ?

- II 1        *tr̄qqizkkēpe : mēde zp<sup>c35</sup>plī :*  
 2        *xīxbatī : qetbēleimīs :*  
 3        *sīke tēsi : uwēdris <sup>c36</sup>erēpliz :*  
 4        *sēbe lēli : pīnātī*  
 5        *māsasī : tulījew[ī : \$]*

— U — U    — U —  
 — U — U    — U —  
 — U — U U — U U — U  
 — U — U    — U —  
 — U — U    — U —

Reimschema: a — a' — a'' — a [ — a']

<sup>111</sup> Der Text ist — ohne Rücksicht auf seinen poetischen Charakter — kürzlich besprochen bei R. GUSMANI, Lo stato delle ricerche sul milfaco. *Incontri Linguistici* 13 (1989–90) 69–78 (speziell 72ff.).

<sup>112</sup> Nach GUSMANI (wie Anm. 111) 73 wäre MERIGGI's „interpretazione dell' enigmatico nbb come abbreviazione che renvia alla narrazione successiva“ brillant, doch scheint derartiges in einem Gedicht wenig passend. Da außerhalb einer Abkürzung die Zeichenfolge *nb* phonologisch unzulässig wäre, wird man eine Korruptel vermuten. Für eine allfällige Konjekture käme dann wohl vor allem *zrbblā* (IV 2 *slāmati zrbblā*) in Betracht. Da die Korruptel in diesem Umfang paläographisch schwer begreiflich wäre, käme die Annahme in Betracht, daß die betreffende Stelle in der Vorlage des Steinmetzen beschädigt war (*z* und *lā* verloren, *r* so beschädigt, daß Verlesung zu *n* möglich war). Dies wiederum wäre eher zu verstehen, wenn ein schon älteres Gedicht aus dem Archiv beigebracht als wenn eine Dichtung *ad hoc* verfaßt worden war.

- III 1 <sup>c37</sup>*lāk<sup>w</sup>ra : tṛbbdi : xērigā :*  
 2 *mē xbadiz : kūdi : mṛk<sup>w</sup>k<sup>w</sup>di [ ʔ ]<sup>c38</sup>kssa*  
 3 *tṛmmilī{ : }ja : ūwetī*  
 4 *pādmruwāsa : kūplle[si ....?]*  
 5 <sup>c39</sup>*sēbe : xbadāsi : esānāmlā : \$*

- U - U - U -  
 - U U - U - U [-?] U  
 - U - U - U -  
 - U - U - U -? [U ?]  
 - U U - U U - U -

Reimschema: a – a – b – [b<sup>?</sup>] – a

In dieser Weise lassen sich über dreißig der siebenunddreißig Strophen auf Anhieb in fünf Verse aufteilen und recht glatt durchskandieren, also in regelmäßigen Abständen auf jeder weiteren dritten oder vierten Silbe mit dem Versiktus (Hebungsiktus) ausstatten. Bei einigen wenigen Strophen scheint sich jedoch zunächst ein Überschuß in Form von ein bis zwei Hebungen oder gar eines ganzen Verses zu ergeben. So kann man die Wortmasse der neunten Strophe leicht auf sechs Verse aufteilen:

- |       |   |                   |
|-------|---|-------------------|
| *IX 1 | <i>sēde kēre tṛisu : qñnā</i>                   | - U - U - U -     |
| 2     | <i>tbīsu : prēte : <sup>c52</sup>lāxadī</i>     | - U - U - U -     |
| 3     | <i>zrētēnī : s(e)bebē qirzē</i>                 | - U - (U) U - U - |
| 4     | <i>ūtakīja tṛmmilīz :</i>                       | - U - U - U -     |
| 5     | <sup>c53</sup> <i>tbīplē : tṛpplē : tūburīz</i> | - U - U - U -     |
| 6     | <i>pdūradī : xuzrūwētīz :</i>                   | - U - U - U -     |

Sollte hier also die Zahl ‚neun‘ zu einer Verstärkung der Strophe durch einen sechsten Vers Anlaß gegeben haben? Oder liegt einfach eine Unregelmäßigkeit vor? Oder ist unsere Analyse zu modifizieren?

Ein Blick auf das griechische Epigramm der Nordseite des Pfeilers (c20–31)<sup>113</sup> ist in diesem Zusammenhang angebracht, führt aber anscheinend zu keiner Klärung. Dieses in attischem Dialekt abgefaßte Elogium gliedert sich deutlich in drei Strophen von eigenwilligem Bau, ohne daß sofort ersichtlich wäre, ob die Abweichung vom Distichonschema auf mangelnder Kunstfertigkeit oder auf einer besonderen künstlerischen Absicht beruht. Jedenfalls wird durch diese Abweichung eine — dem lykischen wenigstens entfernt vergleichbare — auch syntaktisch sowie inhaltlich angemessene Gliederung der zwölf Verse (symbolisch gemeinte Zwölfzahl?) in drei viergliedrige Strophen erreicht, in

<sup>113</sup> Man vergleiche außer den Anm. 94 zitierten Werken von KALINKA, BENNDORF, HANSEN noch M. WÖRRLE bei J. BORCHHARDT, *Archäol. Anzeiger* 1970, 378; P. FREI in: *IX. Türk Tarih Kongresi*. Ankara 1986, 365–373; T. R. BRYCE, *The Lycians in Literary and Epigraphic Sources*. Copenhagen 1986, 97f.; I. SAVALLI, *Antiquité Classique* 57 (1988) 103–123 (speziell 120f.); K. ZHUBER-OKROG im Ausstellungskatalog *Götter, Heroen, Herrscher in Lykien*. Wien/München 1990, 225f. Der Vollständigkeit halber ist noch zu nennen J. FAUCOUNAU in: Y. L. ARBEITMAN (Hrsg.), *A Linguistic Happening in Memory of Ben Schwarz*. Louvain-la-Neuve 1988, 163–177.



denen doppelt so viele Hexameter (H) als Pentameter (P) eine interessante Distribution aufweisen:

	Strophe I	Strophe II	Strophe III
Vers 1	H	H	H
Vers 2	H	P	H
Vers 3	P	H	H
Vers 4	P	P	H

- c 20 [Ἐ]ξ οὗ τ' Εὐρώπην [Ἀ]σίᾱς δίχα πόν[τ]ος ἔν[ε]μ[ε]ν,  
 21 [Ο]ὕδ' ἐς πῶ Λυκίων στήλην τοιάνδε ἀνέθηκ(ε)ν  
 22 [Δ]ώδεκα θεοῖς ἀγορᾶς ἐν καθαρῶι τεμένει·  
 23 [Νικ]έων καὶ πολέμου μνῆμα τόδε ἀθάν(α)τον.  
 24 [Γέ?]?ρ[γ?]?ις ὅδε Ἀρπάγο(υ) υἱὸς ἀριστεύσας τὰ ἅπαντα  
 25 [Χε]ρσὶ πάλην Λυκίων τῶν τότε ἐν ἡλικίᾳ,  
 26 [Πο]λλὰς δὲ ἀκροπόλ' ἐς σὺν Ἀθηναίᾳι πτολιπόρθωι  
 25 [Π]έρσας συνγενέσιν δῶκε μέρος βασιλέᾳς.  
 26 ὦν χάριν ἀθάνατοι οἱ ἀπεμν(ή)σαντο δικαίαν,  
 27 ἑπτὰ δὲ ὀπλίτας κτείνεν ἐν ἡμέρᾳ Ἀρκάδας ἄνδρας,  
 28 Ζηνὶ δὲ π(λ)ῆστα τρόπαια β(ρ)οτῶν ἔ[στ]ησεν ἀπάν(τ)ων,  
 29 Καλλίστοις δ' ἔργοις Κα[.]ίκα γένος ἐστεφάνωσεν.

I. Seit der Pontos Europe von Asia entzweite,  
 Hat noch keiner der Lykier solch ein Mal aufgerichtet  
 Den Zwölf Göttern im reinen Temenos der Agora:  
 Von Siegen<sup>114</sup> und Krieg ist dies ein unvergängliches Erinnerungszeichen.

II. Dieser Soundso<sup>115</sup> da, des Harpagos Sohn, ward immer der Erste

<sup>114</sup> Die Lesung [Νικ]έων ist durch FELLOWS und SCHÖNBORN (vgl. unten Anm. 115) bezeugt, und auch noch bei BENNDORF und KALINKA wird ein Rest der mittleren Querhaste des Epsilon angegeben. Hinsichtlich der Nichtberücksichtigung des Iota im Stoichedonsystem bietet der griechische Text TL 44 c 20–31 noch mehrere weitere Beispiele (Zeile 9 χάριν und δικαίαν; Zeile 10 ὀπλίτας u. a.). Der von J. BOUSQUET, *CRAIBL* 1975, 139 mit Anm. 6 gebrachte neue Lesungsvorschlag [ἔρ]γων, den HANSEN und SAVALLI übernehmen, ist also abzulehnen. Besonders bizarr erscheint BOUSQUETs Argument, die übliche Lesung [νικ]έων sei „pas satisfaisant pour la metrique“, denn die Synzese des Epsilon kehrt ja in Zeile 8 βασιλέας wieder.

<sup>115</sup> Die griechische Namensform der Hauptperson hat sehr wahrscheinlich sechs (oder, bei Blankfeld an drittletzter Stelle, fünf) Buchstaben umfaßt, wovon nur die beiden letzten (ις) vollständig erhalten sind. Nach den Umzeichnungen von FELLOWS und SCHÖNBORN zu urteilen hat an drittletzter Stelle entweder ein Blankfeld oder ein frei ergänzbarer Buchstabe gestanden, und vor diesem an viertletzter Stelle ein nur in seiner unteren Hälfte — einer senkrechten Haste — erhaltener Buchstabe, dessen obere Hälfte man zu Iota, Gamma, Tau, Rho, Ypsilon oder Ny ergänzen kann. Aufgrund des Kontextes ist nun entweder die (anderweitig unbezeugte) griechische Entsprechung zu lyk. *Xerēi* zu erwarten (mit metrischer Adaption etwa \*Γεῖρις oder \*Γέρρις, wobei der in griechischen Kurznamen geläufige Ausgang ις funktionelle Entsprechung zu lyk. \*ēi in Kurznamen wäre; zu einstämmigem lyk. *Xerēi* ist etwa der zwei-

Mit den Armen im Ringkampf aus der damaligen Jungschar der Lykier,  
Und als er dann der Stadtburgen viele im Bund mit Athena, der Burgenbrechenden,  
zerstört', hat den Verwandten er am Königtum Anteil gewährt.

III. Dafür haben ihm die Unsterblichen die gebührende Dankesgunst erwiesen,  
Und er hat sieben Kämpen, arkadische Mannen, an einem einzigen Tage gefällt,  
Hat dem Zeus die meisten Siegesmale errichtet von allen,  
Hat so mit den herrlichsten Taten des Ka[.]jika<sup>116</sup> Geschlecht ruhmbeKränzt.

Es ist denkbar, daß diese Abfolge von klingenden und stumpfen Versenden, übrigens mit Vokalmustern, die für lykisches Empfinden als Reime deutbar waren, durch die lykische Verstechnik induziert worden ist. Das elegische Distichon hätte sich also in Xanthos in ein strophisches Gedicht nach lykischer Manier verwandelt.

Daß die von OTTO BENNDORF und ERNST KALINKA angenommene, von PETER A. HANSEN und TREVOR R. BRYCE (alle wie Anm. 94 und 113) allerdings nicht beibehaltene Strophengliederung zu Recht besteht, ist kaum zweifelhaft. Es ergeben sich so nämlich drei nicht nur hinsichtlich der Versartenmischung, sondern auch inhaltlich klar voneinander abgesetzte Gedichtabschnitte. In der ersten Strophe wird die — vorher auf

stämmige Name des Χηραμύνης von Samos zu vergleichen, den G. NEUMANN überzeugend als \**Haramuwa*- 'Adler' + 'Kraft' gedeutet hat; als Argument für diese Etymologisierung des lyk. *Xerēi* ist auch die Koppelung der Münzlegende *Xerēi* mit dem Adler zu beachten, s. O. MØRKHOLM / J. ZAHLE, *Acta Archaeologica* 47 [1976] 55) oder griech. Γέρυς als Entsprechung von lyk. *Xeriga*. Da im lykischen Poem *Xeriga* deutlich dominiert (als einziger Name ist *Xeriga* mit sechs Vorkommen über das gesamte Gedicht verteilt: c 37 = III 1, c 50 = VIII 1, d 8 = XVII 2, d 19 = XX 5, d 45 = XXVIII 2, d 53 = XXXI 1; besonders zu beachten die Korrelation XXXI 1 *rbbinezis* 'diejenigen des *Erbina*', XXXI 1 *xerigazā*, 'denjenigen des *Xeriga*', XXXI 4 *ēmu* 'ich, mir, mich') und die mittlerweile gesicherte Gleichung Γέρυς = *Xeriga* (J. BOUSQUET, *CRAIBL* 1975, 138–150) eine zu Raumverhältnissen und Schriftresten des zerstörten Anfangsteils der Zeile TL 44 c 25 vortrefflich passende Ergänzung liefert, ist hinreichend klar, daß man beim gegenwärtigen Forschungsstand — d. h. bis zum (eher unwahrscheinlichen!) Bekanntwerden entgegenstehender Fakten — das griechische Epigramm auf Γέρυς = *Xeriga* zu beziehen hat. Da nun an der Stelle der — nach vielen Analoga zu erwartenden — Namensnennung des Erbauers der Stele (TL 44 a 1–3, zu vergleichen mit a 29–31) anscheinend nicht *Xeriga* selbst, sondern sein Bruder aufscheint (s. unten Anm. 117), ist anzunehmen, daß verwandtschaftliche *pietas* für die Vollendung des Grabpfeilers Sorge getragen hat. — Für ikonographische Anhaltspunkte zur Identifikation des Bestatteten s. unten Anm. 121, für die bisherige Diskussion s. noch W. A. P. CHILDS, *Anatolian Studies* 29 (1979) 97–102 und *ibidem* 31 (1981) 62–72, T. R. BRYCE, *Klio* 64 (1982) 329–337 und IDEM, *The Lycians* (wie Anm. 113), P. FREI (wie Anm. 113), I. SAVALLI (wie Anm. 113).

<sup>116</sup> Die übliche Ergänzung des Namens zu Ka[ρ]ικα scheint epigraphisch nicht hinlänglich evident, da die Umzeichnungen von FELLOWS, SCHÖNBORN, BENNDORF und KALINKA kein übereinstimmendes Bild ergeben. Der überraschende neue Vorschlag von BOUSQUET (wie Anm. 114, p. 127) Ka[σ]ικα oder Ka[ζ]ικα = \*Κοσσικα (aus Herodot VIII 98 Κυβερνίσκος Σίκα durch Vorverlegung der Wortgrenze plausibel zu gewinnen) ist sehr attraktiv, und der Widerspruch zu der (nicht als völlig zuverlässig bewertbaren) Umzeichnung SCHÖNBORNs (mit deutlicher senkrechter Haste, die nicht als Bestandteil von Sigma oder Zeta interpretierbar wäre; s. M. SCHMIDT, *The Lycian Inscriptions after the Accurate Copies of the Late Augustus Schoenborn*. Jena 1868, Tafel VII 4), kann in Kauf genommen werden. Es wäre also möglich, daß der Vater des bei Herodot genannten Κυβερνίς als Ahnherr in TL 44 c 31 angeführt wird (lyk. Namensform *Xeziga* als Name eines Nachfahren [?] belegt, der TL 44 a 31 als Onkel des Erbauers bezeichnet erscheint). Wer diesem Rasonnement nicht folgen und an der üblichen Ergänzung Ka[ρ]ικα festhalten will, kann griech. \*Καρικας als altertümliche Vorform des jüngeren Äquivalents Γέρυς betrachten, die sich auf die lykischen Namensformen *Xariga* (noch ohne Aufhellung der ersten Wortsilbe auf der Münze M 129, die wegen einer Stempelgemeinschaft mit *Kuprlli* besonders früh anzusetzen ist) und (Genetiv) *Xerixehe* (x statt g nicht ganz sicher) stützt (kombinierte Evidenz \**Xarixa* mit Wiedergabe griech. \*Καρικας, d. h. in sich konsistent und sprachgeschichtlich gut möglich).

Lykisch in a 1ff.<sup>117</sup> schon direkt erfolgte Konstatierung des Dedikationsaktes — sehr geschickt in Form eines negativen Vergleiches vorgenommen, wobei das behauptete Fak-

<sup>117</sup> Wie in Anm. 115 ausgeführt, ist damit zu rechnen, daß die vom Stifter und Grabherrn *Xeriga* unternommene Errichtung des Inschriftpfilers von Xanthos durch den Tod des *Xeriga* unterbrochen und dann von einem anderen zu Ende geführt worden ist (vgl. dazu die von P. FREI, wie Anm. 113, p. 372 zitierte hethitische Parallele aus KBo XII 38 II 4–10, die, wie P. FREI treffend hervorhebt, gerade auch wegen der Anführung der Genealogie eine schlagende Parallele zu TL 44a 29–30 bietet). Dessen Name ist auf dem Inschriftpfeiler zweimal genannt, doch beide Male zerstört. Das erste Vorkommen muß fünf oder sechs Buchstaben aufgewiesen haben (TL 44 a 1, am Ende der Zeile), das zweite Vorkommen lehrt, daß der Name im Nominativ auf *'hi* ausgeht, worauf bereits P. FREI (wie Anm. 113, p. 370 mit Anm. 17) nachdrücklich hingewiesen hat. Hält man im lykischen Onomastikon Umschau, so wird man als formal passende Namen etwa *Esbehi*, *Esehi* oder *Merehi* in näheren Betracht ziehen. Davon ist *Esbehi* als Münzlegende im 'Dekadrachmenschatz' (ca. 450 v. Chr.) belegt (s. J. SPIER in: I. CARRADICE, *Coinage and Administration* usw. = 9<sup>th</sup> Oxford Symposium on Coinage and Monetary History. BAR Series Nr. 343 (1987) 29–37, speziell 35–36 mit Tafel VII 11), *Esehi* als Legende von M 22 (so SPIER l. c., die frühere Lesung *Iñese* verbessernd) und *Merehi* auf dem berühmten *Merehi*-Sarkophag TL 43, der immerhin zeigt, daß zur Zeit des *Xeriga* der Name *Merehi* in Xanthos vorgekommen ist (*Merehi*, *Kudalah Xñtlah tideimi ...ēñē xñtawata Xerixehē*). Nun ist ein gewichtiges Indiz zugunsten von *Merehi* als Namen des Erbauers der Stele aus TL 44 b 24 zu gewinnen, wo die Ergänzung *[M?]jerehi hijā(?) naxā* 'ich, *Merehi*, soundsote' (oder *naxā* 'ich lenkte' ??; Objekt b 23 *trijerē Xerēhe* 'die Tiere des *Xerēi*' ???) sehr in Betracht kommt; nach all dem wird man auch die bereits von KALINKA (wie Anm. 93) 103 b als *nomen proprium* gedeutete Wortform TL 44 a 17 *merehi* (nicht übernommen von H. MELCHERT, *Lycian Lexicon*. Chapel Hill 1989, 36. 96) als Namensnennung des Bauherrn in Betracht ziehen und schließlich — zumindest vorläufig — als solche akzeptieren, zumal der Wechsel von Namensnennung mit und ohne Genealogie (a 1–3, *uersus* a 17 *uersus* a 29–31) im Lichte der von P. FREI (wie Anm. 113, p. 371f.) aufgezeigten altorientalischen Verhältnisse ganz in der Ordnung ist. Bis auf weiteres kann für den so wichtigen Textanfang unter Verwendung der Zusatzfragmente (s. E. LAROCHE, *Fouilles de Xanthos* V. Paris 1974, 142–148, Zeichnung 144) etwa die folgende Restitution vorgenommen werden (TL 44 a) (1) *ebēñ ni[: stta]ā[: me]ñā[: Merehi: A]rppa* (2) *xuh: tid[eimi:] Xe[ri]gah[: nēni:] Kup[r]lle[h]* (3) *xahba* „Diese Stele, nun sie hat gemacht [*Merehi* (?)], des *Arppaxu* (*Harpagos*) Sohn, des *Xe[ri]ga* [Bruder], des *Kuprlli* Nachkomme /Enkel“, entsprechend dann TL 44 a 29 [..... *Mere*] (30) *hi: Arppaxuh: tideimi: Xerig[ah: nēni: Ku]* (31) *prlleh : xahb: Xezigah: tuhes*, also mit dem Zusatz „des *Xeziga* Neffe“. [Nachtrag: Der von KALINKA nicht angegebene Doppelpunkt in a 2 *xuh: tid* ist in den Wiener Scheden völlig klar zu erkennen.]

Hinsichtlich des Stoichedon-Platzsystems der Inschrift hat diese Ergänzung folgende Implikationen. Nimmt man mit KALINKA und LAROCHE (*Fouilles de Xanthos* V 144) für Zeile 1 insgesamt 30 Felder an, von denen die ersten 29 besetzt und das letzte ein Freifeld ist, so ist für Zeile 2 ein Freiplatz auf einem der Felder 18 bis 22 anzunehmen, wozu der Freiplatz auf Feld 16 von Zeile 54 zu vergleichen ist. Es stehen dann in Zeile 2 zusammen 29 Buchstaben auf 30 Feldern, ohne Freiplatz am Zeilenende, aber mit Freiplatz im Wort vor *kup[r]lleh*. (Auf den Freiplatz kann man verzichten bei Annahme von LAROCHEs Ergänzung *Xe[zi]gah[: tuhes :]*, doch erscheint diese weniger attraktiv). Gesteht man der ersten Zeile im Hinblick auf die Verjüngung des Pfeilers nach oben aber mit CHILDS (wie Anm. 115, 99) nur 29 Felder zu (Freifeld am Zeilenende), so sind 29 Buchstaben auf 28 Feldern unterzubringen, wozu die Distributionsverhältnisse in Zeile 18 (am Ende drei Buchstaben *xer* auf zwei Feldern im Vergleich zu Zeile 17; ebenso wie hier *xer* könnte in Zeile 1 *mer* unseres Ansatzes [*Merehi*] auf zwei Felder zusammengedrängt sein) und in Zeile 44 (*bb* gemeinsam auf Feld 14) zu vergleichen sind. Unsere Ergänzung mag also hinsichtlich der Raumverhältnisse ein wenig unbequem sein, möglich bleibt sie aber. An der zweiten Stelle Zeile 30 geht bei Annahme eines Freifeldes am Zeilenende (30 Buchstaben + Freifeld, ebenso wie in den Zeilen 39, 42, 51, 52) alles glatt auf.

Mit dem lückenhaften Text nicht in Einklang zu bringen scheint mir der Vorschlag von J. BOUSQUET, *Revue des Études Grecques* 100 (1987) 127, daß *Arbinas* – *Erbina*, der Sohn des *Gergis* – *Xeriga*, Erbauer der Stele und Verfasser von TL 44 a 1–b 31 sei. Außer dem Namensende *hi* spricht hiergegen auch die Wortwahl a 23–25, wo der Erbauer unter verschiedenen kultischen Baumaßnahmen auch solche *satlāhe ehbije* („und für seine eigenen ...“) und weiter dann *Erbbinahe tezi* („den Sarkophag des *Erbbina*“)

tum „seit Menschengedenken hat noch niemand eine derartige Stele errichtet“ durch das Bild von den feindlichen Schwestern Europe und Asia in den Rahmen der Weltgeschichte gerückt wird. Wohl nicht zufällig ist der erste Vers der ersten Strophe als Zitat aus einem wohl auf den Sieg des Atheners Kimon über die Perser am Eurymedon (ca. 465 v. Chr.) verfaßten älteren Epigramm entlehnt, denn der in Rede stehende lykische Dynast ist ebenfalls im Konflikt zwischen Europe und Asia erfolgreich tätig (a 48ff., b 64ff., c 29). In der zweiten Strophe wird er, dessen Urne im Inschriftpfeiler beigesetzt war, unter sprachlicher Realisierung eines wirkungsvollen Zeigegestus (ὄδε ‚der da‘) auf seine oben auf dem Pfeiler thronende Sitzstatue<sup>118</sup> als [(.)..]x[.]ις (siehe Anm. 115), Sohn des Harpagos, namentlich vorgestellt und durch rühmende Rekapitulation seines glanzvollen Aufstiegs und seiner Herrschermilde gegenüber den Verwandten dem fremden Betrachter als hervorragender Mensch und wichtige Gestalt der lykischen Geschichte geschildert. Wenn dem Dynasten bei seinen Eroberungszügen auch der göttliche Beistand nicht fehlt, denn Athene verhilft ihm zur Unterwerfung feindlicher Städte<sup>119</sup>, so bleibt doch sein eigener Wert die Grundlage der in der zweiten Strophe errichteten Erfolge. In der dritten Strophe wird der Dynast dann in unvergeßliche Erinnerung gebracht als einer, der durch seine ἀρετή die Gunst der Götter errungen hat und dadurch Übermenschliches zu vollbringen vermag. Gleichsam als neuer Herakles<sup>120</sup> tötet er sieben Hopliten an einem Tag, deren europäische Nationalität (‚arkadische Mannen‘) stolz berichtet wird. Außer dieser — uns heutigen wegen der konfligierenden Erinnerung an die parodistische Version des Märchens vom tapferen Schneiderlein wohl nicht mehr unbefangen aufnehmbaren — rekordträchtigen Heldentat, auf die am Pfeiler auch im Bild Bezug genommen wurde<sup>121</sup>,

erwähnt; wenn die Selbstreferenz hier durch den Ausdruck „für seine eigenen ...“ erfolgt, kann der Verfasser mit dem gleich danach genannten *Erbbina(he)* schwerlich identisch sein.

Somit ergibt sich, daß der Inschriftpfeiler das Grabmal des *Gergis* = *Xeriga* ist, und daß dieses nach *Xerigas* Ableben von einem Bruder namens [*Mere?*]hi (der also nicht mit dem Bruder *Xerēi* identisch ist) errichtet worden ist; Identität dieses *Merehi* (?) mit dem Stifter des *Merehi*-Sarkophages könnte freilich nur im Falle von nachträglich (d. h. nach der Errichtung des *Merehi*-Sarkophages) erfolgter Adoption in die Königsfamilie der Harpagiden vorliegen, wobei dann die ausführliche Anführung der Genealogie eine besonders reizvolle Note enthielte. [Nachtrag: A. G. KEEN, *The Dynastic Tombs of Xanthos — who was buried where?* AS 42 (1992) 53–63.]

<sup>118</sup> Rekonstruktion von P. DEMARGNE und P. ROUPEL in *Illustrated London News*, October 1963, 512–513 (fig. 4).

<sup>119</sup> Da der Bestattete nach Anm. 115 als *Gergis* = *Xeriga* zu identifizieren ist, darf in diesem Zusammenhang auf die Eule als Wappentier auf dem Revers von Münzen des *Xeriga* verwiesen werden, s. MØRKHOLM/ZAHLE (wie Anm. 115) 54; die Eule kommt allerdings etwa auch bei *Teθθiweibi* vor, ein Athenakopf auch bei *Xerigas* Bruder *Xerēi*.

<sup>120</sup> Der Name des Herakles wird in TL 44 a 50 (*herikle*) in der Nähe des PN *Xerēi* (a 48) und im Poem TL 44 d 17 (= XX 1 *erikle-be* ohne *h*, das dem Dialekt Lykisch B abgeht) in der Nähe des PN *Xeriga* (d 19 = XX 5) erwähnt, und man kann vermuten, daß hier jeweils ein lykischer Held mit dem mythischen Heros verglichen wird. Nun stellt sich die Frage, ob die herausragende Tat der Tötung von sieben Gegnern von beiden Brüdern *Xerēi* (a 48 genannt in der Nähe von a 49 *ēti zehi hbāti VII ule*) und *Xeriga* reklamiert wird. In diesem Zusammenhang ist zu beachten, daß sowohl *Xerēi* als auch der Sohn des *Xeriga*, *Erbbina*, den Herakles-Kopf als Münzporträt verwenden (s. MØRKHOLM / ZAHLE, wie Anm. 115, 85f.), wie dies freilich auch noch weitere Dynasten tun.

<sup>121</sup> S. zuletzt C. BRUNS-ÖZGAN, *Lykische Grabreliefs des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr.* (Istanbuler Mitteilungen, Beih. 33). Tübingen 1987, 53–56, mit Tafel 8. Interessant ist in unserem Zusammenhang, daß der Verewigte auf dem Relief der Grabkammer „mit einem langbuschigen attischen Helm“ (BRUNS-ÖZGAN) ausgerüstet ist (gutes Foto bei P. DEMARGNE, *Fouilles de Xanthos* I. Paris 1958, Tafel XXXIII a), was mit dem attischen Dialekt und der stellenweise noch altattisch gefärbten Orthographie des Epigramms TL 44 c 20–31 sowie anderen attischen Bezügen (s. Anm. 119) harmoniert, die man bei *Gergis* = *Xeriga* beobachten kann. Sein Bruder *Xerēi* hingegen trägt auf Münzporträts häufig

erringt der Dynast auch ganz allgemein gewissermaßen den Weltrekord an Siegen im Kampf, wie aus der Zahl der Beutemale ablesbar ist, die er dankbar dem Zeus errichten kann. Das sich in der dritten Strophe manifestierende göttliche Gnadenwirken ist offensichtlich auch die Voraussetzung für die in der ersten Strophe berichtete Dedikation des mit Kunstwerken für Aug' und Ohr geschmückten Grabpfeilers an die Zwölf Götter.

An dieses griechische Epigramm schließt sich als lykisches Gegenstück das Poem in Sprache „Lykisch B“ an. Beide Gedichte sind — nach den hier vorgetragenen Argumenten (mit Anm. 115–117) — auf Γέρυγς = *Xeriga* zu beziehen. Der attische Dialekt samt der stellenweise noch altattisch gefärbten Orthographie des griechischen Gedichts hängt mit weiteren Indizien für eine athenophile Haltung (siehe Anm. 119 und 121) dieses Herrschers zusammen, durch die er sich in Gegensatz zu seinem anscheinend perserfreundlichen Bruder *Xerēi* (siehe Anm. 121) stellt. So nimmt auch unser Forschungsergebnis nicht wunder, daß derjenige Verwandte, der das Grabdenkmal fertiggestellt hat, nicht mit *Xerēi* identisch ist, sondern vermutlich *Merehi* hieß. Dieser letztere hat den beiden auf Γέρυγς = *Xeriga* bezogenen und wohl noch zu dessen Lebzeiten abgefaßten Gedichten in eigener Regie einen langen Prosatext (in Sprache „Lykisch A“) vorgeschaltet. Ganz im Stil der letzten hethitischen Großkönige verquickt er dabei die Textsorte *Bauinschrift* mit einem ausführlichen *historischen Bericht* (man vergleiche etwa die hieroglyphenluvischen Inschriften von EMIRGAZI, YALBURT und BOĞAZKÖY-SÜDBURG); ans Textende scheint er dem Formular entsprechend eine Sanktionsformel oder Fluchformel gegen Beschädigung des Denkmals gestellt zu haben (TL 44 c 17 [ā]ce ñtele aiti tihe zuñ[mē...]).

Es zeigt sich also, daß dem griechischen Epigramm, das mit dem lykischen Poem ganz eng zusammengehört, eine Strophengliederung zugesprochen werden darf, die — trotz dem Fehlen des ja nur in lykischer Orthographie möglichen Interpunktionszeichens \$ — von lykischem Kunstempfinden her gedeutet werden kann. Folglich wird man auch gut daran tun, Indizien für das Vorliegen von Feinheiten und Besonderheiten der Strophengliederung im Lykischen sorgfältig zu beachten.

Sucht man nach weiteren Beziehungen zwischen metrischer Hypertrophie und Strophennummer im lykischen Text, so findet man auch die zweiunddreißigste Strophe potentiell um einen Vers vermehrt (zweiunddreißig = viermal acht oder achtmal vier):

* XXXII 1	ātlašī : nebūrēnī
2	d57 tñmilījēñ : ripssē
3	tñpewēti : sēbei tē :
4	d58 sēkēne : māmre kēburē :
5	mēdutū : lusālijā :
6	d59 zēna nūniti : xrūwasāz : \$

eine Tiara nach persischer Art (MØRKHOLM / ZAHLE, wie Anm. 115, 80–85 mit fig. 9; ein typisches Beispiel auch bei O. MØRKHOLM / G. NEUMANN, *Die lykischen Münzlegenden*. Göttingen 1978, Tafel 4, Nr. 1 = M 225 a). Die Münzporträts des *Xeriga* stellen diesen deutlich anders als seinen Bruder *Xerēi* dar, nämlich als „a bearded head facing the left wearing a characteristic Thracian helmet with pluma, cheek-pieces and no nose-guard. The beard is short and pointed ...“ (MØRKHOLM / ZAHLE, wie Anm. 115, 79). Es darf also — mit allem gebotenen Vorbehalt — festgehalten werden, daß auch der ikonographische Befund auf *Xeriga* als Hauptperson des Inschriftpfeilers zu weisen und andererseits deutlich gegen *Xerēi* zu sprechen scheint (nicht beachtet von CHILDS, wie Anm. 115).

Dieser Befund kann als Warnzeichen gegen die Umwandlung der oben sechszeilig geschriebenen neunten Strophe in ein fünfzeiliges Gebilde aufgefaßt werden, das etwa folgendermaßen aussähe:

IX 1	<i>sēde kēri trīsu qānā tbīsu</i>
2	<i>prēte c<sup>52</sup>lāxadī zrētēni</i>
3	<i>sēbebe qīrzē ūtakīja</i>
4	<i>tṛm̄miliz : c<sup>53</sup>tbīplē : tṛpplē : tubūriz</i>
5	<i>pdūradī : xuzrūwētīz : \$</i>

Die Erforschung des lykischen Versbaus gerät hier in ein schlimmes Dilemma. Soll man die ab und zu auftretenden Überschüsse so bewältigen, daß man die vorgegebene Fünzfzahl der angenommenen „Normalstrophe“ wahrt, oder soll man einen sechsten Vers zulassen? Im ersten Fall ergeben sich hypertroph wirkende Verse („Schwellverse“), im zweiten hypertrophe hexastichische Strophen. Ich habe lange geschwankt und zunächst bei zwei Strophen (IX, XVIII) die Wortmasse auf sechs Verse aufgeteilt und bei weiteren zwei Strophen (IV, XXXV) gewisse Überschüsse, die keinen ganzen Vers ergaben, in kurze „Nullzeilen“ gestellt. Auf diese Weise sollte gewährleistet sein, daß etwaige Sonderfälle nicht auf das Prokrustesbett einer — vielleicht gelegentlich durchbrochenen und somit inadäquaten — Norm gespannt würden. Im Verlauf der weiteren Erforschung des lykischen Versbaus hat sich dann diese Furcht vor einem Präjudiz als unbegründet erwiesen. Vor allem durch die unten im Zusammenhang der Kritik an F. W. KÖNIG geschilderte Beobachtung der Versanfänge und Versenden wurde das intuitive Verständnis des lykischen Versbaus gefördert, und in der Folge schmolzen die Überschüsse immer weiter zusammen, bis schließlich nur noch völlig regelmäßige Strophen auftraten. Wie von selbst hat sich die Normalgestalt der fünfzeiligen Strophe auch an den besonders silbenreichen Textstellen nach und nach eingestellt. Daraufhin konnten noch weitere Einzelheiten beobachtet werden, die diese „Normallösung“ stützen, z. B. die Übereinstimmung von XXXII 2 *trm̄milijēti ripssē tṛpewēti* hinsichtlich des verseinleitenden Worts mit III 3, IX 4 und XVIII 2 sowie hinsichtlich des versschließenden *tṛpewēti* mit XI 5 \$.

Wesentlich ist in diesem Zusammenhang noch die Berücksichtigung sandhiartiger Erscheinungen, wie sie ja auch der lykischen Prosa keinesfalls fremd sind (z. B. in der Trilingue vom Letoon N 320a) *sēnnaitē ... mahāna* „und sie machten ihnen, den Göttern ...“ mit verkürzter Pronominalform *n̄n* in antevokalischer Satzposition gegenüber der vollen Form *n̄ne* in anderer Position N 320a 2–3 *sēnneṇtepdēhadē* „und er ihnen einsetzte, den Lykiern ...“). Ein Grund für die Anwesenheit kleinerer Überschüsse kann ja darin liegen, daß der eingemeißelte Text von der zu sprechenden Versform etwas abweicht. So findet man im griechischen Epigramm c 21 τοῖάνδε ἀνέθηκ(ε)ν die auch anderweitig sehr geläufige Erscheinung, daß der zu elidierende Auslautvokal (τοῖάνδ) stehengelassen ist (vgl. noch c 23 ὅδε ἀθάν(α)τον, c 24 ὅδε Ἀρπάγο(υ)?, c 29 ἐπτά δὲ ὀπλίτας mit jeweils geschriebenem Elisionsvokal gegenüber c 25 τότ' ἐν, c 31 δ' ἔργοις mit graphisch durchgeführter Vokalelision). Rechnet man mit einer analogen Behandlung des Lykischen, so könnte des öfteren ein Vokal eingespart werden, zum Beispiel III 5 *xbadas(i)*: *esānāmla*. Da aber die Elision im Hiat in gewissen Fällen nachweislich unterbleibt (zum Beispiel III 3 *trm̄milija uweti*, wo das auslautende *a* für die Gewährleistung des Minimums von sieben Silben wesentlich ist), wird man sich nicht leicht zur metrischen Nichtberücksichtigung eines lykischen Hiatvokals durchringen. An den lydischen Gedichten war zu beachten, daß auch im Wortinneren metrisch überschüs-

sige Vokale auftreten (Fälle *inal* für *inl* ‚machte‘, *katowalis* ‚des Katowa-‘ für *\*katowlis*). Wenn entsprechendes im Lykischen anzunehmen ist, so wäre die metrische Störung wegen der nichtsilbenzählenden Verstechnik hier schwerer erkennbar. Als sehr erwägenswerter Fall ist c 47–48 (VII 4) *turaxss(a)li* anzuführen, da das Suffix *-alali-* mit lydisch *ali-* (in *katowali-*) sprachgeschichtlich gleichzusetzen ist (*turaxssalali* = Θυρξεύς<sup>122</sup>, *\*alali-* funktionell entsprechend griechisch *\*εύς*), und die Streichung des *a* die Beseitigung der metrischen Abnormität in der siebten Strophe ermöglicht. So ergibt sich die metrisch untadelige korrigierte Fassung:

VII 4      *\*tūraxs(a)li \*nātri tīmlu mawāte*  
               5      *wāxsadī : wizttāspazzñ*

In einem Fall schien es bereits jetzt sowohl unbedenklich wie ratsam, einen Vokal optional einzusparen, nämlich bei der Konjunktion *sebe*, für die wir nebeneinander eine zweisilbige Lentoform *sebe* und eine einsilbige Allegroform *\*sbe* (mit Unterdrückung des ersten Vokals) postulieren. Durch diesen Kunstgriff erzielt man vorteilhafte Skandierungen in TL 44 und TL 55:

XXXVI 4    *s(e)bēnesīke tēdesīke*  
               5    *xūgasī xñtāwazā*  
 TL 55, 5    *s(e)būwedriz : qlēi : masāiz* (Deutung als Dreiheber)

Diese Überlegungen mögen klarstellen, daß noch verbliebene vereinzelte Unebenheiten keineswegs als gewichtiges Argument gegen die Richtigkeit des Grundsätzlichen unserer Dechiffrierung zu werten sind.

<sup>122</sup> Jüngste Behandlung bei P. FREI, *Die Götterkulte Lykiens in der Kaiserzeit*, Seiten 1729–1864 (speziell 1762) in: W. HAASE / H. TEMPORINI (Hrsg.), *Aufstieg und Niedergang der römischen Welt*, Teil II: Principat, Band 18.3. Berlin/New York 1990 (mit Übersetzungsversuch von TL 44a 53–55 im Anschluß an P. MERIGGI). Nach Pausanias, *Graeciae descriptio* VII 21, 13 besaß 'Απόλλων Θυρξεύς bei Kyaneai ein hydromantisches Orakel, weshalb G. NEUMANN, *Florilegium Anatolicum = Mélanges Laroche*. Paris 1979, 263 Anm. 15 die sehr interessante Vermutung äußert, daß „*turaxssi* womöglich der einheimisch-lyk. Name des Ortes Kyaneai“ sei. Ich möchte diesen Vorschlag dahingehend abändern, das zugrundeliegende Toponym mit dem nicht sehr weit von Kyaneai abliegenden, durch sein großes Heroon berühmten Ort Gölbaşı, griech. Τρύσα zu verbinden. Denn die Ähnlichkeit Θυρξ\* : Τρυσ\* springt ins Auge, während sich die Abweichungen θ : τ, υρ : πυ und ξ : c in den Rahmen der in solchen Fällen gegebenen Variationsbreite zu fügen scheinen (man vergleiche für *ur* : *ru* die Namen *Etruria* [*\*trus*] : *Tusci* [*\*turs*]). Die neue Hypothese lautet also lyk. *turaxssa\** (die TL 44 a 54 belegte Form *turaxssi* möchte ich lokativisch auffassen 'in, bei *Turaxssa*', parallel zu Plurallokativ 53 *mukale*; griech. Μυκάλη wäre also im Lykischen zum Pluralneutrum Nom.-Akk. *Mukala\** umgeformt, entsprechend *Pinala\** mit Dativ-Lokativ *Pinale* 'Pinara') = griech. Τρύσα und lyk. B *Turaxssali* (TL 44c 47–48 = VII 4, Nominativ, Akkusativ oder Dativ ?) = griech. Θυρξεύς [fern bleibt TL 29, 15 *turax*, wo die Umzeichnung KALINKAS vielmehr auf *tuwax* weist, was Imperativ 'verdopple!' oder eher Adverb 'zweifach [oder ähnlich]' sein wird, man vergleiche heth. 2-*ah-hi*, 9-*ah-ha*]. Daß der Apollon von Trysa in der Nähe des beinahe als benachbart zu Trysa zu bezeichnenden Ortes Kyaneai eine Orakelstätte besessen hätte, wäre plausibel. Man beachte übrigens, daß die Erwähnung des 'Απόλλων Θυρξεύς in Strophe VII 4 den 'Kaunier' in VII 1 (*ñte ne puketi Xbidewñni* mit *puketi* 'haßt, befiehlt' oder allenfalls noch 'wurde verhaßt' zu heth. *puggaru* 'soll [einem Gott] verhaßt sein', *puggati* 'wurde verhaßt', Partizip *pukkant-* 'verhaßt') in die göttliche Sphäre verweisen könnte; in diesem Fall wäre wohl der 'kaunische König' genannte Gott gemeint.

Die in der Appendix zu unserer Darlegung gegebene Gesamtanalyse wird deutlich vor Augen führen, daß unser Grundkonzept über die hier zunächst exemplarisch herausgegriffenen wenigen Einzelstrophen hinaus am Gesamttext von TL 44 c 32–d 71 durchführbar ist und ein durchaus harmonisches Gesamtbild von Strophenbau und Metrik erbringt. Ohne die Suche nach etwaigen Alternativen dadurch einschränken zu wollen, möchte ich der Zuversicht Ausdruck geben, daß die — an einem doch recht umfangreichen Text „aufgehende“ — Lösung im wesentlichen zutrifft, also nicht für eine *Fata Morgana* zu halten ist. In dieser Zuversicht fühle ich mich durch die Betrachtung des Verhältnisses von Syntax und Versbau bestätigt. Überall, wo man in dem noch sehr dunklen Text einige aufeinanderfolgende Worte zu verstehen meint, ergeben sich auf Anhieb in sehr überzeugender Weise Kongruenzen. So findet man jetzt gleich in der zweiten Strophe die Folge

II 4      *sebe leli pinati*  
           5      *masasi tulijew[i]*

„Und er (sc. II 1 *Trqqiz* ‚der Wettergott‘) gewährt das Wort (in der Götterversammlung“

Die Konjunktion steht am Anfang, dann folgt die Verbindung aus dem Akkusativobjekt *leli* ‚Wort, Rede‘<sup>123</sup> und der finiten Verbalform *pinati* ‚gewährt‘<sup>124</sup>, der nächste Vers enthält dann das Adverbiale (bzw. bei anderer Interpretation: das Dativobjekt). In der Terminologie der Dependenzgrammatik formuliert, steht also die Akkusativ-*er-gänzung* mit dem finiten Verb zusammen im selben Vers, während die Lokal-*angabe* (bzw. die Dativergänzung) im nächsten Vers folgt. Auch dieser Folgevers I 5 enthält mit dem Syntagma aus Adjektivattribut *masasi* ‚zu den Göttern gehörig, Götter‘<sup>125</sup> und dem Leitwort *tulijewi* ‚in der Versammlung‘<sup>126</sup> eine eng zusammengehörige Wortverbindung. Man erkennt, wie sich die grammatischen Bestandteile des Satzes nahtlos in unsere Versgliederung der Strophe einpassen. Der Satz schmiegt sich in den Vers, die Verse markieren die Satzglieder und weisen uns die Bahnen des Verstehens. Gleich gebaut wie II 4 ist wenig später der Vers

<sup>123</sup> Man vergleiche heth. *lala-* ‚Zunge‘, kluv. *lali-*, hluv. *lali-* ‚(etwa:) Wort, Rede, Sprache‘; es ergibt sich ein lyk. i-Stamm *leli* (=Nom. = Akk. Sg.).

<sup>124</sup> Man vergleiche heth. *piianaizzi* ‚beschenkt‘.

<sup>125</sup> *masasi* ist *genetivus adiectivialis* zu *masa(n)-* ‚Gott‘, wobei die hier vorliegende Form *masasi* (statt eigentlich erwartetem *\*masanasi* = Lykisch A *mahanahi*) speziell zum Komprehensivplural (oder sogar zum kollektiven Singular?) *masa* (TL 44c 65 = XIV 5) ‚Götter in ihrer Gesamtheit, Götterschaft‘ (*\*mohsō* als Variante von *\*mohsōn*, gebildet wie vedisch *bhūmā* ‚Wesen‘, avest. *nāman*, siehe K. BRUGMANN, *Grundriß d. Vergl. Gramm.* II 2,1, p. 235, § 249, 1) gehören kann, auf dem vielleicht auch pluralives *masaiz* morphologisch aufbaut (d. h. komprehensiv *masa* + *iz* statt *\*masaniz* ~ kluv. *massaninz+i*). Der Komprehensivplural ist nach meiner Beobachtung im Luvischen und Lykischen durchaus belegt, ob schon bislang oft verkannt oder unerkannt (z. B. hluv. *asuwa*, *asu* ‚Pferde‘, lyk. A *wawa*, *uwa* ‚Rinder‘).

<sup>126</sup> Über ein vom Substantiv abgeleitetes Verbum *\*tulii(i)-* ‚sich zum Rate versammeln‘ erhält man als Verbalnomen *\*tuliiawa(r)*, das regulär lyk. *\*tulijawa-* oder *\*tulijewi-* ergibt (zur Umbildung vergleiche man *\*parnawar* [mit Verb luv.-heth. *parnawaiski-*, *parnawaski-*] ‚Bauwerk‘ mit lyk. *prñawa-* [Grab-]Haus‘).



IV 4 *sebe sbirtē pzziti*„und er fixiert<sup>127</sup> einen / den Soundso<sup>128</sup>“

Solche Rekurrenzen erweisen die angegebene Versgliederung als sinnvoll, und wir können uns beim ersten Ausblick auf den Inhalt des Gesamttextes zuversichtlich ihrer Führung anvertrauen.

Leider ist nicht sofort zu ersehen, ob der lykische Wettergott (dessen Stellung der des griechischen Zeus entspricht) das Wort höchstpersönlich an die Götterversammlung richtet, oder ob er es vielmehr dem in der vorhergehenden ersten Strophe genannten Apollo überläßt (I 3 *Natri*). Man kann sich aber die Frage stellen, an welcher Textstelle die Götterrede zu Ende ist. Falls der Wettergott selbst spricht, so muß spätestens XIV 4 *trqqiz tbišu serije* (c 64) zu einem anderen Textteil gehören, da der Oberste der Götter schwerlich die Nominativform seines eigenen Namens im Munde führen kann. Einen für das Verständnis der Szene vielleicht entscheidenden Hinweis gibt uns die Wortform (Adjektiv oder Adverb) *trujeli* in der ersten Strophe, die allerdings nicht mit dem Pseudoverständnis naiver Interpretation als ‚in trojanischer Sprache‘<sup>129</sup> aufzufassen ist, sondern ihre Zusammengehörigkeit mit hethitisch *t(a)ruialli-* ‚mit rollendem Auge, zornentbrannt‘ doch ganz offen zur Schau trägt. Der Wettergott und eine Rede in der Götterversammlung, der Zorn des Apollo — wer könnte sich da des Gedankens an homerische Parallelen erwehren, an das ärgerliche Lospoltern des Zeus in der Götterversammlung zu Beginn der Odyssee (1, 26 ff.) oder an den seuchensendenden Zorn des Silberbogners im ersten Gesang der Ilias? Man wird also versuchsweise dem ersten Vers der Folgestrophe, der den Anfang der Götterrede enthalten müßte, einen negativen Sinn unterlegen:

III 1 *lak<sup>w</sup>ra trbbdi Xeriga*„Steinmale<sup>130</sup> stürzt Xeriga um<sup>131</sup>!“

Wieder grenzt der Vers ein Syntagma organisch ein (Objektsakkusativ, Verb, Subjekt), und gibt uns die Information, daß jemand namens *Xeriga* (siehe Anm. 115) im Zusammenhang mit Steinmalen in einen Religionskonflikt geraten ist. Wenn wir in dieser Hinsicht richtig geraten haben, so können wir uns die Konsequenzen des Exposés un-

<sup>127</sup> *pzziti* etwa ‚setzt fest‘, ‚bestimmt als Strafsumme‘ (N 320a 41); in Hinblick auf die Möglichkeit *sbirte* ‚Wort, Gelübde‘ (siehe Anm. 128) wäre an altnord. *strengia heit* ‚ein Gelübde ablegen‘ (eigentlich ‚bekräftigen‘) zu erinnern.

<sup>128</sup> Für *sbirte* vermute ich (statt üblichem ‚Stele‘, oder ähnlich) Zusammenhang mit lyd. *šfarwa* ‚Gelübde‘; in diesem Fall müßte lyk. A *sberide* (TL 44b 62f.), falls als ‚schwor‘ zugehörig, archaische Lautung bewahren oder aus Lykisch B entlehnt sein, denn in Lykisch A scheint \**su* > *sb* zu *hb* weiterentwickelt (z. B. \**haswa* > *xahba*).

<sup>129</sup> Nur eine Variante dieser — zum Beispiel in der Übersetzung V. V. IVANOVs zu findenden — Auffassung bedeutet der Ansatz ‚von Trysa‘ (H. C. MELCHERT, *Lycian Lexicon*. Chapel Hill 1989, 119, mit Literatur), wobei die spezielle Auffassung V. V. SHEVOROSHKINs ‚milyisch‘ besonders reizvoll erschiene. An der zweiten Belegstelle TL 44 c 59 = XII 4 *truijele mēmi mawili* paßt ‚sprich [:heth. *mēmi*?] zu den Tobenden‘ mindestens ebensogut wie ‚sprich (?) zu den Leuten von Trysa‘. Zur anatolischen Wortstippe vergleiche man oben Anm. 57.

<sup>130</sup> *lak<sup>w</sup>ra* fasse ich hier und anderweitig pluralisch (ungeachtet der Singularform c 43 = V 4 *lak<sup>w</sup>ri*) und übernehme V. V. SHEVOROSHKINs Anschluß an lyd. *laqrīsa* (*Münchener Studien zur Sprachwissenschaft* 36 [1977] 135, mit *lak<sup>w</sup>ra* = ‚Steinplatte‘).

<sup>131</sup> *trbbdi* fasse ich nicht als Instrumental, sondern als finite Verbalform (auch d 27 = XXIII 3 und d 34 = XXV 1); der Anschluß an lyk. A *trbbi* ‚gegen, wider-‘ und hlav. *tarpi* liegt auf der Hand. Man beachte auch das (unter anderem in Fluchformeln belegte) Verbum hlav. *tarpi*.

schwer weiter ausmalen. So wie der Zorn des Apollo über die Vorenthaltung der Chryseis durch die Rückgabe der Tochter an den Vater und durch begleitende Sühnemaßnahmen besänftigt worden ist, müssen die umgestürzten Steinmale in der Folge irgendeinmal wieder ersetzt oder wiedererrichtet werden. Und diese Erwartung trägt nicht, denn im weiteren Textverlauf bekommen wir den auf Anhieb gut verständlichen Satz zu lesen:

XXIV 5      *apñ tadi tetbeti lak<sup>w</sup>ra*      „Er stellt soundso (allenthalben??<sup>132</sup>)  
die Steinmale zurück (wieder auf)“

Man hält also die Fäden in der Hand, die den Weg durch den schwierigen Text weisen können. Aber ich will hier künftiger Forschung nicht weiter vorgreifen. Es dürfte einsichtig sein, daß die zurückgewonnene Versgliederung die Textinterpretation nicht in die Aporie führen, sondern neu beflügeln wird. Durch sie wird der uns bisher eher amorph anmutende Text in ein klar gegliedertes Ganzes verwandelt. Das metrische Schema zusammen mit Versgliederung und vielleicht auch einer noch zu eruierenden Strophengruppengliederung ( $3 \times 12 + 1? 4 \times 9 + 1?$ ) wird uns, dem Grundriß eines Palastkomplexes vergleichbar, hochwillkommene Orientierung im komplexen Textgebäude des Pfeilers von Xanthos gewähren. Was uns bislang als Labyrinth erscheinen mußte, wird durch die hier geschilderte Entschlüsselung in den vom Dichter des Poems planvoll gestalteten Kosmos zurückverwandelt.

Erstaunlicherweise hat die Intuition eines russischen Gelehrten, der im Jahr 1977 eine literarische Teilübersetzung des Textes veröffentlichte, die Art des Metrums schon recht gut getroffen. Wir finden bei ihm Verse zu vier Hebungen mit männlichem oder weiblichem Ausgang, zu vierzeiligen Strophen gruppiert. Der Rhythmus ist alternierend, mit zweisilbiger Senkungsfüllung im Versinnen. Allerdings ist die (durch die Kasusformen der Götternamen offenbarte) großartige „homerische“ Anlage des Gedichts mit ihrer Zweistöckigkeit von Menschenhandlung und Götterhandlung nicht erkannt, und auch der Ton des Ganzen scheint nicht getroffen — die sprachliche Prachtentfaltung des lykischen ‚Hofdichters‘ wird zu einer eher devoten Ergebenheitsadresse (unter anderem mit gutbürgerlicher Bekundung frommer Vorsätze) herabgestimmt. Aber in formaler Hinsicht ist der bei uns im Westen offenbar noch kaum zur Kenntnis genommene Wieder-gabeversuch von Interesse, und jedenfalls zeigt er, daß PETER FREI mit seiner Intuition nicht völlig allein gestanden ist. Es folgen hier die ersten drei Strophen der insgesamt sieben Strophen umfassenden Teilwiedergabe von VJAČESLAV VSEVOLODOVIČ IVANOV aus seinem Buch *Luna upavšaja s neba* („Der vom Himmel gefallene Mond“), Moskau 1977, 248–249 (speziell 248, dazu Kurzkommentar 299):

*Postávlen byl kâmen', čtob vŏjsko proslâvit'  
I čtŏby vozďât' podvodĭteljam slâvu.  
Na blâgo im nâdpis' načĕrtana ěta,  
Na trŭjskom napĭsannajâ jazykĕ.*

<sup>132</sup> *tetbeti* fasse ich versuchsshalber als adverbialen Instrumental eines reduplizierten Stammes *tetbe-\*/tetbi-\**, der mit dem (vollreduplizierten) heth. *duwan - duwan* 'hierhin und dorthin' zusammengehören wird. Anders R. LEBRUN, der eine zu *tebe-* 'schlagen, niederwerfen, besiegen' gehörige reduplizierte Verbalform annimmt, sieh *Hethitica* 10 (1990) 164; diese noch in Unkenntnis des Versbaus konzipierte Hypothese erscheint nunmehr wegen der zutage tretenden Überlastung des Verses durch zwei aufeinanderfolgende finite Verbalformen nicht mehr tolerabel.

*Vlastítelej v nádpisi ětoej my ětím,  
Sveršājuščix sūd spravedlívvyj nad námi.  
V svidětelej mý prizyvãem bogõv,  
Kotõrye vsě na sovět soberůtsja.*

*Pust' nádpis' na kãmne togdã pereĉtůt,  
Kogdã dlja obrjãda sojdůtsja likĩjcy,  
I pěsni pust' pōddanyě propojůt  
O pōdvigax dĩvnyx likĩjskogo vōjska.*

Das wäre im Deutschen etwa so nachzubilden:

*Ein Stěinmal ragt āuf, um die Hěerschar zu prěisen  
Und ūm ihren Ānfůhrern Růhm zu erwírken.  
Zum Hěile ward ĩnnen der Těxt eingeměĩbelt,  
So ĩn der trujānischen Sprāche verfāßt.*

*Die Hěrrschenden ěhren wir ĩn dieser Schrĩft,  
Die řechtes Gerĩcht ūber ūns stāndig hālten.  
Zu Zěugen auch růfen die Gōtter wir ān,  
Die ālle zum Rātschluß sich wěrden versāmmeln.*

*Derěinst soll man lěsen die Schrĩft auf dem Stěin,  
Wenn Rĩten zu hālten die Lỳkier sich trěffen,  
Und Lieder soll sĩngen das dīenende Vōlk  
Von hěrrlichen Tāten der lỳkischen Hěerschar.*

An dieser Stelle ist nun auch der Pioniertat FRIEDRICH WILHELM KÖNIGs zu gedenken, des einzigen Gelehrten, der bislang gewagt hat, einen detaillierten Entschlüsselungsversuch der lykischen Metrik zu veröffentlichen<sup>133</sup>. Abgesehen davon, daß die stark zerstörte Passage 44 d 17–25 bei ihm nicht ausgeführt und die letzte, verstümmelte Strophe metrisch nicht interpretiert wird, erscheint die Strophengliederung des Poems in seiner Darstellung korrekt restituiert<sup>134</sup>. Die sechsunddreißig Strophen (bis 44 d 70 Mitte) werden in einhundertundacht Langverse gegliedert, von denen meist je drei zusammengehören (nur die achtzehnte Strophe umfaßt die vier Verse Nr. 51 bis Nr. 54). Beigegeben ist die Iktierung und eine eigenartige metrische Notation, bei der eine Hebungssilbe durch einen aufragenden Schrägstrich (,/'), eine Senkungssilbe durch einen liegenden Längsstrich (–', als Längezeichen gedacht) oder durch ein liegendes Halbkreissegment (∪', als Kürzezeichen gemeint) repräsentiert wird. Die ersten drei Strophen erscheinen — mit eigenwilliger Transkription — in folgender Gestalt (S. 12):

<sup>133</sup> FRIEDRICH WILHELM KÖNIG, *Die Stele von Xanthos. Erster Teil: Metrik und Inhalt* [mehr nicht erschienen]. Wien 1936 (*Klotho. Historische Studien zur feudalen und vorfeudalen Welt*), 152 S.

<sup>134</sup> KÖNIG (wie Anm. 133) 12–15.

## Die Nordseite

- |  |                  |
|--|------------------|
| 1. <sup>32</sup> sbírte : mé žireíma : sabádi : mřǃdipe : sébe:            | /-// // // - /// |
| 2. pásbā <sup>33</sup> nátri : slatí : kústtedi : sébe kūtabú              | /-// // // //    |
| 3. sébe ūté la- <sup>34</sup> βrá : trújeli : žázatí : nbb :) :            | /-// // // -     |
| 4. trqqiž ccépe : medé žp- <sup>35</sup> pli : kíkbatí : qétbeleímis :     | /-// // -////    |
| 5. síce tesí : uwedr[ís] <sup>36</sup> érēpliž : sebé                      | //// // -/-      |
| 6. léli : pínatí : másasi : túlijew[í:]                                    | /-// // // //    |
| 7. <sup>37</sup> láβra : trbbdí : kerigá : mé kbadíž cudí                  | //// // -/-      |
| 8. mřǃd[i....] <sup>38</sup> cssá : trómili : já : uwetí                   | - [ ] // // //   |
| 9. pádmruwasá : cupple [..~..] <sup>39</sup> sebé : kbadási : esānāmla:) : | //// [//] // -// |

Diese Verse sind nach KÖNIG als unregelmäßige „Distichen“ aufzufassen, mit „Hexametern“ (Nr. 1, 4, 9), „Pentametern“ (Nr. 2, 6, 8) oder „Asklepiadeen“ (Nr. 3, 5, 7)<sup>135</sup>. Angeregt ist diese Deutung durch das griechische Epigramm (44 c 20–31) mit seiner eigenwilligen Mischung von Hexametern und Pentametern. KÖNIG erarbeitet detaillierte prosodische Regeln (u. a. Vokalelision im Hiat, epische Vokalzerdehnung, zwei-silbige Messung von Diphthongen), muß jedoch viele Unregelmäßigkeiten in Kauf nehmen. Sein Rezensent ROLAND G. KENT hatte deshalb leichtes Spiel, nach Aufweis einiger willkürlicher und widersprüchlicher Silbenmessungen das Ergebnis in Bausch und Bogen abzutun<sup>136</sup>:

„This should be enough to dispose of any claim to the discovery of the metrics of the language; such measurements fit neither a quantitative nor an accentual rhythm.“

KENT hat dabei nicht versucht, die Meriten und Schwächen von KÖNIGs Analyse abzuwägen und Alternativen aufzuzeigen. Solche rein destruktive Kritik ist für die Entschlüsselung nicht förderlich. So hat KENT lediglich erreicht, daß der auf Kritik wartende KÖNIG<sup>137</sup> die Arbeit einstellte, wonach das Problem des Metrums der Stele von Xanthos bis heute — das macht über fünfzig Jahre — nicht mehr aufgegriffen worden ist.

Aus unserer Sicht ist anzuerkennen, daß KÖNIG mit seiner Teilung der Normalstrophe in drei Langverse eine wichtige Lösungsmöglichkeit aufgezeigt hat. Aber unter dem Eindruck der griechischen Verse hat er es unterlassen, konkurrierende Lösungsmöglichkeiten zu ermitteln und seine erste Lösung mit diesen kritisch zu vergleichen. Daß KÖNIGs Versabteilung nur im Bereich der möglichen Lösungen liegt, dabei das Richtige jedoch verfehlt, ist infolge besserer Kenntnis der lykischen Sprache heute leicht zu sehen. Denn es ergibt sich keine hinlängliche Kongruenz von Versbau und Satzbau; zum Beispiel enthält schon die hier gebrachte Probe zwei Fälle von versschließendem *sebe* ‚und‘. Auch zu seiner Zeit hätte KÖNIG auf sehr einfache Weise zahlreiche Informationen über den Versbau erhalten können. Denn die von KÖNIG angesetzten dreiunddreißig Strophen (ohne die übergangenen Strophen XX–XXII) müssen ebenso viele Strophenanfänge und

<sup>135</sup> KÖNIG (wie Anm. 133) 22, wo die vorletzte Silbe der Verse Nr. 3, 5, 7 als Kürze angesetzt erscheint (also anders als in unserer der Seite 12 entnommenen Probe).

<sup>136</sup> ROLAND G. KENT, Rez. zu KÖNIG (wie Anm. 133), *Language* 13 (1937) 77–79 (Zitat 78).

<sup>137</sup> KÖNIG (wie Anm. 133) 5: „Aus der Kritik an diesem ersten Teil möchte ich noch etwas lernen, bevor ich den zweiten Teil herausbringe [...]“. [Zusatz: Man vergleiche noch die Rezension von K. OLZSCHA in *Gnomon* 14 (1938) 113–117, die KÖNIGs Bemühungen angemessen würdigt und kritisiert.]

ebensoviele Strophenenden enthalten. Infolge des trivialerweise geltenden Beziehungssystems (Symbol  $\Rightarrow$  = „impliziert“)

Strophenanfang  $\Rightarrow$  Versanfang  
Strophenende  $\Rightarrow$  Versende

sowie

Versende im Stropheninneren  $\Rightarrow$  Versanfang im Stropheninneren

war KÖNIG ein gutes Drittel der von ihm angenommenen mindestens einhundert- und zehn Versgrenzen bereits vorgegeben. Hätte er die von ihm zusätzlich angesetzten fünfundsiebzig Versenden systematisch mit dem Befund der sechsunddreißig Strophenenden verglichen, so hätte ihn beispielsweise das Fehlen des Wortes *sebe* („und“) am Strophenende stutzig machen sollen<sup>138</sup>. Aber KÖNIG hat sich die Bedeutung der Strophenränder für die Bestimmung der Versränder offensichtlich gar nicht klar gemacht. Umso mehr ist anzuerkennen, daß er schon eine „Art Vokalharmonie oder Reim innerhalb der Langzeilen“ (in Verbindung mit der Annahme einer Gliederung der Langzeile in zwei Kurzzeilen, wie Anm. 133, 25) postulieren konnte.

Hinsichtlich der wichtigen Alternative ‚quantitierende‘ versus ‚akzentuierende‘ Metrik hätte KÖNIG die zweite Möglichkeit ernster nehmen sollen, nachdem seine Quantitätsansätze so problematisch ausfielen. Aus unserer Sicht ist zuzugestehen, daß KÖNIGS „Hexameter“ und „Pentameter“ oft gut annehmbar erscheinen, wenn man sie — entsprechend der von ihm angegebenen Ikten — akzentuierend liest. Jedoch schiene hier die einfachere Alternativlösung von sechshebigen Langzeilen (oder auch: dreihebigen Kurzzeilen) mit trochäischem Eingang und freier (ein- bis zweisilbiger) Senkungsfüllung vorzuziehen.

Wir dürfen also feststellen, daß KÖNIGS Lösungsversuch bei Anbringung naheliegender Korrekturen eine wichtige Nebenlösung zu der in vorliegender Arbeit vorgeschlagenen Lösung ergibt, nämlich den Ansatz einer akzentuierenden Normalstrophe zu insgesamt achtzehn Hebungen, die sich auf drei sechshebige Kurzverse verteilen. Jedoch ist auch deutlich, daß diese Lösung nicht zuzutreffen scheint und unserer Lösung mit dem Ansatz von zwanzig Hebungen pro Strophe, die sich auf fünf vierhebige Kurzverse verteilen, klar unterlegen ist. Schon der Vergleich von Strophenenden mit den für das Versinnere angesetzten Versenden kann dies deutlich machen. So findet gleich das zweite von uns angesetzte Versende c 32 *pasbā* (I 2) seine Bestätigung durch die Vorkommen am Strophenende c 46 (VI 5, \$) mit Varianten *pasbbā* c 56 (X 5, \$) und *pasbu* d 50 (XXIX

<sup>138</sup> Selbstverständlich ist zu beachten, daß das Strophenende strengere Restriktionen als das Versende aufweisen kann, ferner auch, daß gerade neben *sebe* „und“ ein ähnliches anderes Wort existieren kann (cf. *sabadi* 44 c 32, *sebedi* c 54, *?sebē* c 47, *sabaka* c 64). Deshalb habe ich zunächst am Beginn der vierten Strophe mit einem ersten Versende in der Lücke hinter c 39 *seb[e? \$...]* gerechnet und in der Folge eine sechszeilige Strophe erhalten. Durch den Kunstgriff des Ansatzes einer Allegroform *s(e)be* (einsilbig mit Unterdrückung des ersten Vokals *e*) konnte die doppelte Anomalie vermieden und alles ins Lot gebracht werden.

KÖNIG hat *sebe* am Ende seines ersten und fünften Verses stehen. Generell ist festzustellen, daß — ganz anders als bei unserer Lösung — die von KÖNIG selbst angesetzten fünfundsiebzig Versenden keine bemerkenswerte Ähnlichkeit zu den ihm vorgegebenen dreiunddreißig Versenden aufweisen. Beispielsweise steht die sonst überhaupt nur am Strophenende belegte Form *pasb(b)ā* mit ihrem einzigen Auftreten im Stropheninneren bei KÖNIG am A n f a n g des zweiten Verses, und nicht wie bei uns an dessen E n d e. Besonders mißlich ist dabei, daß die — ansonsten verschließende — Junktur *sebe pasb(b)ā* durch KÖNIGS erstes Versende zerschnitten und auf zwei verschiedene Verse aufgeteilt wird.

5, \$), wozu noch TL 55, 2 *pasbā* \$ hinzukommt. Auch die syntaktische Struktur der Verse stimmt augenscheinlich überein:

I	2	<i>mrk<sup>w</sup>k<sup>w</sup>di-pe</i>	<i>sebe pasbā</i>	
VI	5	<i>pduradi</i>	<i>sebe pasbbā</i>	\$
X	5	<i>epñ tadi</i>	<i>sebe pasbā</i>	\$
XXIX	5	<i>sukredi kibe</i>	<i>pasbu</i>	\$

Vor der verschließenden Wortform steht dreimal die Konjunktion *sebe*, einmal die Konjunktion *kibe* ‚oder‘, und weiter jedesmal eine Form auf *-di*, worin wohl die Endung des Instrumentals oder der dritten Singularperson des Präsens zu suchen sein wird; die Form *epñ tadi* ‚stellt zurück‘, ‚restituiert‘ (oder ähnlich) kann als Argument gegen den Instrumental dienen<sup>139</sup>.

Ebenso kann uns die stets strophenschließende Wortform *esēnēmla* (mit Umlautvarianten *esānāmla* und weiter *asānāmla*) in der Frage der Versabteilung belehren. Unser Lösungsvorschlag ergibt folgendes einigermaßen kohärente Bild, dessen Befund auch für den Problemfall der achtzehnten Strophe richtungsweisend war:

III	5	(c 39)	<i>sebe xbadasi esānāmla</i>	\$
XVIII	5?	(d 13)	<i>lusasi esēnēmla</i>	\$
XXV	5	(d 37)	<i>sebe pasbasi esēnēmla</i>	\$
XXXIV	5	(d 64–65)	<i>punamadedi asānāmla</i>	\$

Ansonsten sind zu beachten:

V	5	(c 44)	<i>... slāma zrbblā</i>	\$
= IV	2	(d 40)	<i>... slāmati zrbblā</i> (Versende ???)	
XI	5	(c 57–58)	<i>arppaxus ēti tñpewēti</i>	\$
= XXXII	2?	(d 57)	<i>trñmilijēti ripssē tñpewēti</i> (Versende ?)	

<sup>139</sup> Dieser Sachverhalt ist nicht erkannt bei R. GUSMANI, *Incontri Linguistici* 13 (1989/90) 73, der P. MERIGGI's Bestimmung von *mrk<sup>w</sup>k<sup>w</sup>di* als Nominalform (Ablativ, Instrumental) beipflichtet. Für die Bestimmung von c 46 = VI 5 *pduradi* als Verbalform (Präs. Sg. 3.) kann auch die weitere Belegstelle c 53 = IX 5 geltend gemacht werden, wo in dem mit c 52 = IX 3 *sebebe* beginnenden Satz eben *pduradi* die einzige als finite Verbalform in Betracht kommende Wortform sein dürfte, auch d 17 = XX 1 [*pd<sup>2</sup>*] *urade* würde keineswegs stören. Wenn d 50 = XXIX 5 *sukredi* eher wie eine Instrumentalform aussieht (wegen Dat.-Lok. *sukri* d 71 = XXXVII 2 und wegen Akk.<sup>2</sup> *sukrē* d 7 = XVI 5, doch könnte neben dem Substantiv vielleicht ein denominatives Verbum von sehr ähnlicher Stammbildung stehen), so ist zu bedenken, daß hier auch rein äußerlich (mit *kibe* ‚oder‘) eine andere Konstruktion als bei den drei Vorkommen von *sebe pasb(b)ā* gegeben ist. Natürlich kann auch im Falle von *sebe* ‚und‘ eventuell ein Konstruktionsunterschied auftreten, und dies ist bei dem vierten Beleg TL 55, 2 [*st*] *trmī sebe pasbā* der Fall.

XXIV	5	(d 34)	<i>apñ tadi tetbeti lak<sup>w</sup>ra</i>	\$
= I	4	(c 33–34)	<i>sebe xñtabu sebe ñte lak<sup>w</sup>ra</i>	(Versende)
= V	4	(c 43)	<i>mrk<sup>w</sup>k<sup>w</sup>asuwēti sebe ñē lak<sup>w</sup>ri</i>	(Versende)
XXXI	5	(d 56)	<i>xuzruwāta eiñ waxssa</i>	\$
= XII	3	(c 59)	<i>mederēple xradi waxsa</i>	(Versende)
(anders VIII	4	= c 50	<i>xeriga waxsa murei</i>	

Man kann aus diesen Isomorphismen ersehen, wie die Befunde der Strophenenden zur Erforschung der Versenden im Stropheninneren fruchtbar zu machen sind. Gleiches ist für die Auswertung der Strophenanfänge im Hinblick auf die Anfänge der Binnenverse anzunehmen. Schließlich kann man die über einhundertundachtzig durch unsere Analyse gewonnenen Verse sorgfältig auf lexikalische und syntaktische Übereinstimmungen miteinander vergleichen und sich auf diese Weise von der Richtigkeit unseres Konzepts überzeugen, es verfeinern, modifizieren oder — im ungünstigsten Fall — es verwerfen. Die Diskussion über die Metrik der Stele von Xanthos ist hiermit nach über einem halben Jahrhundert seit KÖNIGS Vorstoß wiedereröffnet und gleichzeitig oberflächlichen Willkürurteilen der wenigen Fachleute entrückt. Es sind umfangreiche Arbeitsmöglichkeiten erschlossen, und wer unsere Vorschläge zurückweisen möchte, wird vorher einige Zeit für die Arbeit am lykischen Text aufwenden müssen<sup>140</sup>.

Wir wollen nun noch kurz den Blick auf das zweite Gedicht in Lykisch B werfen, dessen Text in die Basis des Löwensarkophags von Kaş eingemeißelt ist (TL 55). Sein Metrum scheint von dem xanthischen leicht verschieden, außer Vierhebern kommen wohl auch — und sogar überwiegend — Dreiheber vor. Läßt man das Postulat trochäischen Verseingangs fallen, lassen sich wohl alle Verse als Dreiheber lesen, die sich zu einer fünfzeiligen, fünfzehnhebigen Strophe zusammenschließen. Es folgen wiederum drei Strophen als Anschauungsbeispiel (,m' = männlich, mit einer Hebung schließend):

#### A. TL 55, 2 (Strophe III)

1	<i>e:ke plēliz āburā</i>	UU – U – U –	3 (4?) m
2	<i>mēbej : tñtbeñ</i>	– U – U –	3 m

<sup>140</sup> Bei unserer in der Appendix vorgelegten Textausgabe ist im Auge zu behalten, daß die Konstitution des Textes als P o e m im Vordergrund steht. Rein epigraphische Belange sowie die Fachdiskussion zur Textkritik sind hier also als *curae posteriores* gewertet, obschon die vorliegende Literatur intensiv benutzt wurde. Für unsere Neuedition wurden außer KALINKAs hervorragender Präsentation auch zwei ältere Darstellungen herangezogen, nämlich SCHÖNBORN (wie Anm. 116, Nordseite Tafel VII 4, Westseite Tafel VII 2, mit epigraphischem Kommentar p. 9–10 bzw. 7–8) sowie die *editio princeps* in CHARLES FELLOWS *An Account of Discoveries in Lycia*. London 1841, 491ff. (speziell 494ff. Nordseite, 503ff. Westseite, Abb. auf Plate XX; Bearbeiter ist DANIEL SHARPE). Für die Möglichkeit der Einsicht in die Abklatschsammlung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften danke ich Herrn Dr. GEORG REHRENBÖCK. Die Leser seien um Verständnis dafür gebeten, daß für das hier vorrangige Ziel der metrischen Analyse nicht noch eigens epigraphische Feldforschung durchgeführt wurde. Die dargebotene Textgestalt unterliegt also gewissen Vorbehalten, insbesondere hinsichtlich der Wiedergabe des oft schlecht erhaltenen oder fehlenden Worttrenners '·' sowie hinsichtlich der Lückenberechnung, für die KALINKAs (nunmehr nach metrischen Kriterien im Prinzip gelegentlich reduzierbare) Maximalwerte aufscheinen. Als Lektürehilfe ist die von KALINKA teils nach epigraphischen, teils nach sprachlichen Kriterien erarbeitete Spatiensetzung beibehalten bzw. geringfügig modifiziert.

3	<i>z'ṛāplā : nelē lixā</i>	UU - U - U -	3 (4?) m
4	<i>nēre kṛmāsadī</i>	- UU - U -	3 m
5	<i>xlūsa : qerēi medī \$</i>	- UU - U -	3 m

Reimschema: a-b-a-b-b

#### B. TL 55, 5 (Strophe VII)

1	<i>ēpe pālarā</i>	- U - U -	3 m
2	<i>wzzāijesī : ālā :</i>	- (U)U - U -	3 m
3	<i>ūxi : rīnasē :</i>	- U - U -	3 m
4	<i>ṛqqiz : kikīkītī :</i>	- UU - U -	3 m
5	<i>s(e)būwe{ : }driz : qlēi : masāiz \$</i>	- UU - U -	3 m ??
		(UU - U - U -)	

Reimschema: a'-a-b-b'-b'?

#### C. TL 55, 2-3 (Strophe IV)

1	<i>ēmuwetē : klaxā</i>	- UU - U -	3 m
2	<i>ṛpplide : kātdqē :<sup>141</sup></i>	- UU - *U -	3 m
3	<i>ṛqqāntā (U)āz</i>	- U - [U] -	3 m
4	<i>(k...)ā kīradā</i>	[- (U)]U - U -	3 m
5	<i>(.)pārāna kūprimē : \$</i>	- UU - U -	3 m

Reimschema: a-b-a'-a-b

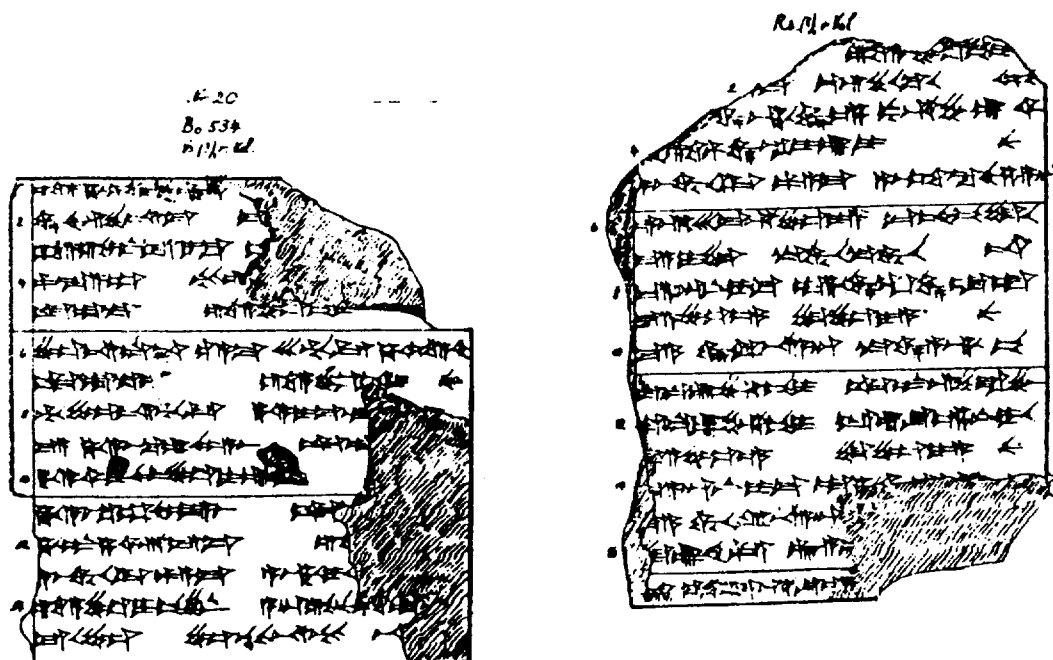
Daß sich die Sprachform und Ausdruckskonventionen dieser in Zukunft noch genauer zu untersuchenden Strophen des Löwensarkophags mit derjenigen des Poems des Inschriftenpfeilers von Xanthos nahe berühren und im wesentlichen vermutlich sogar decken, darf gewiß zu Recht vermutet werden. Man beachte etwa die oben mitgeteilte Beobachtung zur Wendung *sebe pasbā* am Vers- und Strophenende (TL 55, 2 am Ende der zweiten Strophe vor \$, entsprechend dem Befund von TL 44), die Wiederkehr TL 55, 5 *wzzaijesi* ≈ TL 44 d 48 = XXIX 2 *wzza : ijesi*, die Responsion der Strophenenden TL 55, 2 *xlusā qerei medi \$* ≈ 55, 7 *terblē qerei medi \$*, die mehrfache Nennung des Wettergottes und seine Beziehung zur Götterschaft (TL 55, 5 = 44 c 48 = VII 4-5). Von der gleichzeitigen Alltagssprache hebt sich die Sprache dieser Poeme durch den Gebrauch eines archaisch anmutenden und wahrscheinlich in anderen Regionen heimischen *literarischen Dialekts* ab, dessen Verwendung — wie die seiner griechischen Analoga Äolisch, Ionisch, Dorisch, (Böotisch) — anscheinend an die betreffende *literarische Gattung* gebunden ist. Der — selbst am Maßstab des gutbezeugten Hethitischen gemessen — große

<sup>141</sup> Hier wird mit silbischem *z* in *ṛpplide* gerechnet sowie mit einem (nicht geschriebenen, aber metrisch zählenden) Sproßvokal in der Konsonantengruppe *tdq*.



Wortreichtum und die — schon vor Erzielung des genauen Textverständnisses zu erahnende — ausgefeilte Stilistik dieser *Dichtersprache* läßt auf altüberkommenes Kulturgut schließen, das in Zusammenhang mit den oben (§ 3) besprochenen Resten *luvischer historischer Poesie (Epik)* zu sehen ist.

7. Um die Verstechnik der indogermanischen Sprachen Altanatoliens in größere Zusammenhänge einfügen zu können, wird man auch am (Proto-)Hattischen nicht vorbegehen dürfen. Aus dem zweiten Jahrtausend sind aus Boğazköy-Hattusa hattische Wechselgesänge überliefert, über deren Struktur man bisher zu wissen glaubt, daß sie ungefähr achtsilbig sind<sup>142</sup>. Einer Nachprüfung kommt zugute, daß die hethitischen Schreiber die Vers- und Stropheneinteilung angegeben haben. Zur Veranschaulichung bringen wir einen Ausschnitt aus HANS GUSTAV GÜTERBOCKs Autographie von KUB XXVIII 20<sup>143</sup>:



Bei Durcharbeitung solcher Texte zeigt sich, daß die Annahme von Achtsilblern nicht aufgeht. Verwirft man deshalb nun die Annahme eines silbenzählenden Metrums, so fällt es nach dem Vorangegangenen nicht mehr schwer, ein klares Prinzip des Versbaus zu eruieren. Es handelt sich um akzentuierende Metrik mit einer vierhebigen Verszeile, bei freierer (ein- bis zweihebiger) Senkungsfüllung. Wir erkennen alles wieder, was oben bereits am Lykischen gezeigt werden konnte, sogar den Reim:

<sup>142</sup> In der Fachliteratur findet man wohl kaum genaue Angaben. Der beste Kenner dieser Texte, H. GÜTERBOCK, beflößigt sich einer für mein Empfinden übertriebenen Tugend in der *ars nesciendi*, man lese in KUB 28 (wie Anm. 143), Vorwort p. IV mit Anm. 1 sowie in *Hethitische Literatur*, S. 211–253 (speziell 243) in: W. RÖLLIG, *Altorientalische Literaturen*. Wiesbaden 1978 (Neues Handbuch der Literaturwissenschaft, Bd. 1) [GÜTERBOCK formuliert übervorsichtig mit Bezug auf solches Material: „Die einzigen Beispiele für etwas, was man allenfalls als »Verse« bezeichnen kann ... Das sieht nach »Versen« aus ...“].

<sup>143</sup> H. G. GÜTERBOCK, *Keilschrifturkunden aus Boghazköi*, Heft XXVIII (Hattische Texte). Berlin 1935, Blatt 13. [Zusatz: Nachträglich ersehe ich, daß H. TH. BOSSERT (wie Anm. 72) 8 eine der folgenden engverwandte Skansion bereits anno 1938 angegeben hat.]

Transkription der beiden Strophen Rs. 6–10 und 11–16:

Silbenzahl:

6	e-ri-eš-ma-hu-li-ia ma-am-pi-tu-ú	9
7	ma-a-i-tu te-vu-u-te-vu-u-uš	7?
8	ma-a-an-ni-i-ma at-ha-va-al-va-la-at	8?
9	ma-a-li-e tu-li-ia-nu	7?
10	ma-a vú-ru-na-a-an te-va-a-aš-ha-pí	8
11	te-du-ú-uz-pí-i ka-az-zi-ra-pu	7
12	te-du-ú-uz-pí-i zu-ú-šu-un-ni-i-u	7?
13	ma-a-li-e tu-li-ia-nu	7?
14	ma-a-an-ni-i-ma at-ha-va-al-va-la(-at)	8?
15	ma-a-vu-u-ru-na-a-an [te-va-a-as-ha-pí]	8
16	tu-ú-hi-ip sa-a-x[.....]	?

Analyse:

1	<i>ērešmahūliia māmpitū</i>	- u u - u u - u -	4 m
2	<i>māitū tevūtevūš</i>	- u - u - u -	4 m
3	<i>mānnīm(a) āthavālvālāt</i>	- u - u - u -	4 m
4	<i>māliē tulīianū</i>	- u - u - u -	4 m
5	<i>mā vurunān tevāšhapī</i>	- u u - u - u -	4 m

1	<i>ēdūzpi kazīrapū</i>	- u - u - u -	4 m
2	<i>ēdūzpi zūšūnnīū</i>	- u - u - u -	4 m
3	<i>māliē tulīianū</i>	- u - u - u -	4 m
4	<i>mānnīm(a) athavālvālāt</i>	- u - u - u -	4 m
5	<i>māvurunān [tevāšhapī]</i>	- u u - [u - u -]	4 m
6	<i>tūhip sā[x-x-]</i>	- u - [u - u -]	4 m

Analyse von Vs. 6–7

6	<i>līšduš pāma ēštiphašāti</i>	- u - u - u u - u	4 w
7	<i>kātte tālipīnu</i>	- u - u - u	3 w

Auch im palaischen Kult sind so gebaute protohattische Liedtexte verwendet worden. Es folgt hier eine Probe (protohattisch mit etwaigen palaischen Einsprengseln):

KUB XXXII 18<sup>144</sup>

Rs. IV

x + 1	-]ši-in zu-u[z-zu-ua-
2'	Dza-p]ár-ua <sub>a</sub> -ši-in zu-uz-zu-ua[ la]-ua <sub>a</sub> -a-at-ta[-an-na]
3	-a]n la-ua <sub>a</sub> -a-at-ta-an-na m-an-za-ki-il-ba-aš ú-li[(-)]

<sup>144</sup> O. CARRUBA, *Das Palaische*. Wiesbaden 1970 (*Studien zu den Boğazköy-Texten*, Heft 10), 10–13.

- 4' [a-a-i tu-ú-ua] a-a-i tu-ú-ua tu-ua-ua<sub>a</sub>-an-te-li i-li-na-a-i-ia  
 [a-at-ta-u]a<sub>a</sub>-an-ta tu-ú-ua tu-ua-ua<sub>a</sub>-an-te-li i-li-na-a-i-ia
- 6' [a-a-i t]u-ú-ua a-a-i tu-ú-ua tu-ua-ua<sub>a</sub>-an-an-te-li i-li-na-a-i-ia  
 [a-]at-ta-at-ta-ua<sub>a</sub>-an-ta tu-ú-ua tu-ua-ua<sub>a</sub>-an-te-li i-li-na-a-i-ia
- 8' a-a-i tu-ú-ua a-a-i tu-ú-ua tu-ua-ua<sub>a</sub>-an-te-li i-li-na-a-i-ia
- 10' ú-um-ma-ia ma-i-ú ú-um-ma-ia-al-la tu-ú-ua zi-iz-za-ru-u-pí-ia  
 LUma-ia-an-za ua-at-ha-la-aš <sup>D</sup>za-pár-ua<sub>a</sub>-ta-ša-aš har-ki-i-na-ša-a-  
 pa(-)i-ia-ti  
 ú-um-ma-i-ia ma-i-ú ú-um-ma-ia-al-la tu-ú-ua zi-iz-za-ru-u-pí-ia

Analyse:

<i>āi tūwa āi tūwa</i>	- U - U - U - U	4 w
<i>tūwawānteli īlināiia</i>	- U - UU - U - U	4 w
<i>[ātta v]ānta tūwa</i>	- U - U - U	3 w
<i>tūwawānteli īlināiia</i>	- U - UU - U - U	4 w
<i>ātatta vānta tūwa</i>	- UU - U - U	3 w
<i>tūwawānteli īlināiia</i>	- U - UU - U - U	4 w
<i>āi tūwa āi tūwa</i>	- U - U - U - U	4 w
<i>tūwawānteli īlināiia</i>	- U - UU - U - U	4 w
<i>ūmmaia māiu ūmmaiālla</i>	- UU - U - U - U	4 w
<i>tūwa zīzarūpiā ?</i>	- U - U - U -	4 m
oder: <i>tūwa zīzarupīa ?</i>	(- U - UU - U	3 w)
.....		

Wie solche Verse von der Ausstrahlung protohattischer Kultlyrik auf die Götterverehrung der indogermanisch sprechenden Hethiter und Palaer Zeugnis ablegen, so besteht auch kaum Zweifel an der Weitergabe anderer Textgattungen wie Gebet und Mythos. Daß sich im überlieferten einschlägigen Material noch etliche Verse finden, ist zu vermuten. Ich will dem hier aber nicht weiter nachgehen.

8. Die hier vorgelegte Entschlüsselung altanatolischer Versdichtung des zweiten und ersten Jahrtausends vor Christus bringt Farbe in ein Gebiet, das bislang ein großer weißer Fleck auf der Karte altvorderorientalisch-altmediterraner Poesieprovinzen geblieben war. So wollen wir uns zum Abschluß noch kurz Gedanken über den zurückgelegten Weg und über die Perspektiven unserer Ergebnisse machen.

Als günstiger Umstand ist zum ersten zu werten, daß der poetische Charakter fast aller besprochenen Texte in der Fachdiskussion bereits erkannt und unbestritten geblieben war<sup>145</sup>. So haben sich mühsame Darlegungen zum poetischen Charakter des Materials von vorneherein erübrigt. Da in den meisten Fällen auch Wort-, Vers- oder Strophen-

<sup>145</sup> Hethitisches Lied von Nesa (§ 2) durch HROZNÝ (wie Anm. 17); luvischer Wilusiadenvers (§ 3) durch WATKINS (wie Anm. 54); lydische Epigramme durch LITTMANN (wie Anm. 72); lykische Poeme (§ 6) durch KALINKA (wie Anm. 95) oder seine Vorgänger (seit J. P. SIX).

grenzen — mitunter sogar zwei<sup>146</sup> oder drei<sup>147</sup> dieser Gliederungselemente — schon vorgegeben waren, konnten wir uns auf spezielle Probleme der Wortprosodie, des Rhythmus und der Vers- bzw. Strophenkonstitution konzentrieren.

Bei den hethitischen *Epen* (§ 1) war die Wirkung des mesopotamischen Vorbilds deutlich zu erkennen, ein strenger Versbau scheint nicht vorzuliegen. Doch war es verlockend, beim Skandieren die Möglichkeit von alternierendem, nicht bloß hebungszählendem Rhythmus mit nicht völlig freier Senkungsfüllung anzudeuten.

Beim hethitischen *Lied von Nesa* (§ 2) war das Auftreten von Wortgruppenwiederholung auf Nahdistanz eine wichtige Hilfe bei der Eingrenzung der vorgegebenen Analysemöglichkeiten. Die harmonische Eingliederung der linguistisch eruierbaren Wortakzente in die Folge potentieller Vershebungen hat die Erarbeitung einer detaillierten Skansion des kurzen Textes ermöglicht. Das Ergebnis — akzentuierender vier- bzw. sechshebiger Vers von alternierendem Rhythmus mit trochäischer Disposition — mag für die Beurteilung des homerischen Hexameters von Interesse sein.

Beim luvischen *Wilusiadenvers* und einigen verwandten luvischen Fragmenten (§ 3) konnte ebenfalls akzentuierender Versbau von alternierender (iambotrochäischer) Disposition eruiert werden. Wir haben diesem Material im Hinblick auf seine kulturgeschichtliche Relevanz unsere Aufmerksamkeit nicht versagt, obschon hier viele Fragezeichen bleiben.

Bei den *lydischen Epigrammen* (§ 4) hatte sich durch die linguistische Bestimmung des Wortakzents die Metrik überraschend ganz von selbst ergeben, und dadurch sind die auf anderem Wege erzielten Anschauungen von M. L. WEST bestätigt und ergänzt worden. Um sicher zu gehen, daß wir hier nicht einer *Fata Morgana* erliegen, haben wir ein kleines Experiment angestellt. Diejenigen vier Verse, bei denen alle Wortakzente nach linguistischen Kriterien lückenlos feststellbar sind, wurden ausgewählt und in einer speziellen Notation angeschrieben. Was sich ergab, waren gleichartige, völlig regelmäßig gebaute Verse. Anders als sonst in Altanatolien, doch in Übereinstimmung mit der griechisch-äolischen monodischen Lyrik, folgt die lydische Verstechnik dem Prinzip der Silbenzählung. Hierbei wird es sich um eine sekundäre Regelung (strenge Beschränkung der Freiheit bei der Senkungsfüllung) handeln, ebenso wie bei der Ausbildung des auch anderweitig (protohattisch, lykisch) auftretenden Gelegenheitsreimes zu einem strengen Kunstprinzip des Versbaus. Über unsere schon früher bekannt gemachten Ergebnisse hinausgehend — doch wiederum mit M. L. WEST zusammentreffend — konnten wir nun noch die Strophengliederung eines lydischen Gedichts angeben. — Das lydische Material ist wegen seines noch verhältnismäßig großen Umfangs zweifellos von Bedeutung.

Im Anschluß an die Erörterung des Lydischen haben wir den Blick auf das *Sidetische* (§ 5) gerichtet und die Möglichkeit einer der lydischen verwandten Verstechnik untersucht. Natürlich behindert hier die extreme Materialknappheit unsere Forschung entschieden.

Das *lykische Poem* der Stele von Xanthos (§ 6) ist unter Verwendung eines entscheidenden Hinweises von Seiten PETER FREIS näher untersucht worden. Die zum Vorschein gebrachte fünfzeilige akzentuierende Strophe mit vier Hebungen und trochäischer Grunddisposition, mit gelegentlichem Stabreim und Endreim, fügt sich in das für das Hethitische und Luvische gezeichnete Bild, weshalb der Gedanke an ein sonst unbekanntes etwaiges iranisches Vorbild in unserer Erörterung keinen Raum gefunden hat. Auch die Verwendung eines besonderen literarischen Dialekts deutet auf eine längere,

<sup>146</sup> Wort- und Versgrenzen beim Lydischen, Wort- und Strophengrenzen beim Lykischen.

<sup>147</sup> Wort-, Vers- und Strophengrenzen beim Protohattischen.

über die persische Eroberung (Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christus) in die Vergangenheit hinaufreichende einheimische Vorgeschichte. Durch seinen erheblichen Umfang — das Denkmal ist den „Königinnen der Versinschriften“ zuzurechnen — erheischt dieser noch überaus rätselhafte Text unsere volle Aufmerksamkeit und unser bestes Können. Mit allem Nachdruck sei hiermit seine (und seines Seitenstücks TL 55) weitere Erörterung den Mitforschern ans Herz gelegt.

Die *protohattische Metrik* (§ 7) gewisser Wechselgesänge bot wiederum besonders günstige Ansatzpunkte, da hier die Wort-, Vers- und Strophengrenzen bereits durch die Überlieferung vorgegeben waren und die Prinzipien des Versbaus sich mit schon anderweitig Bekanntem identifizieren ließen. Hier kann man — neben und vielleicht sogar vor etwaigem indogermanischem Erbe — eine potentielle Hauptquelle der offenbar aus dem zweiten ins erste Jahrtausend vor Christus hinunterreichenden anatolischen Dichtungstradition sehen. Auf der Suche nach Zwischengliedern wird man gewisse hieroglyphenluvische Denkmäler in näheren Augenschein nehmen.

Trotz der literarischen Abhängigkeit der Hethiter von der mesopotamischen Kultur scheint es, als sei mit der hier §§ 2–7 entschlüsselten Verskunst etwas eigenständig Anatolisches zutage gefördert. Wieweit das Protohattische am kaukasischen Kulturkreis teilhat, wieweit es von obermesopotamischen Traditionen beeinflusst ist, läßt sich zumindest gegenwärtig kaum abschätzen. Auch der Anteil indogermanischen Erbes an der Dichtung hethitisch-luvischer Völkerschaften bleibt außer Sicht. Gewisse Analoga (akzentuierender Vers, Stabreim und anderes) zu altitalischen, altkeltischen und altgermanischen Erscheinungen können einfach mit dem jeweiligen Sprachbau zusammenhängen.

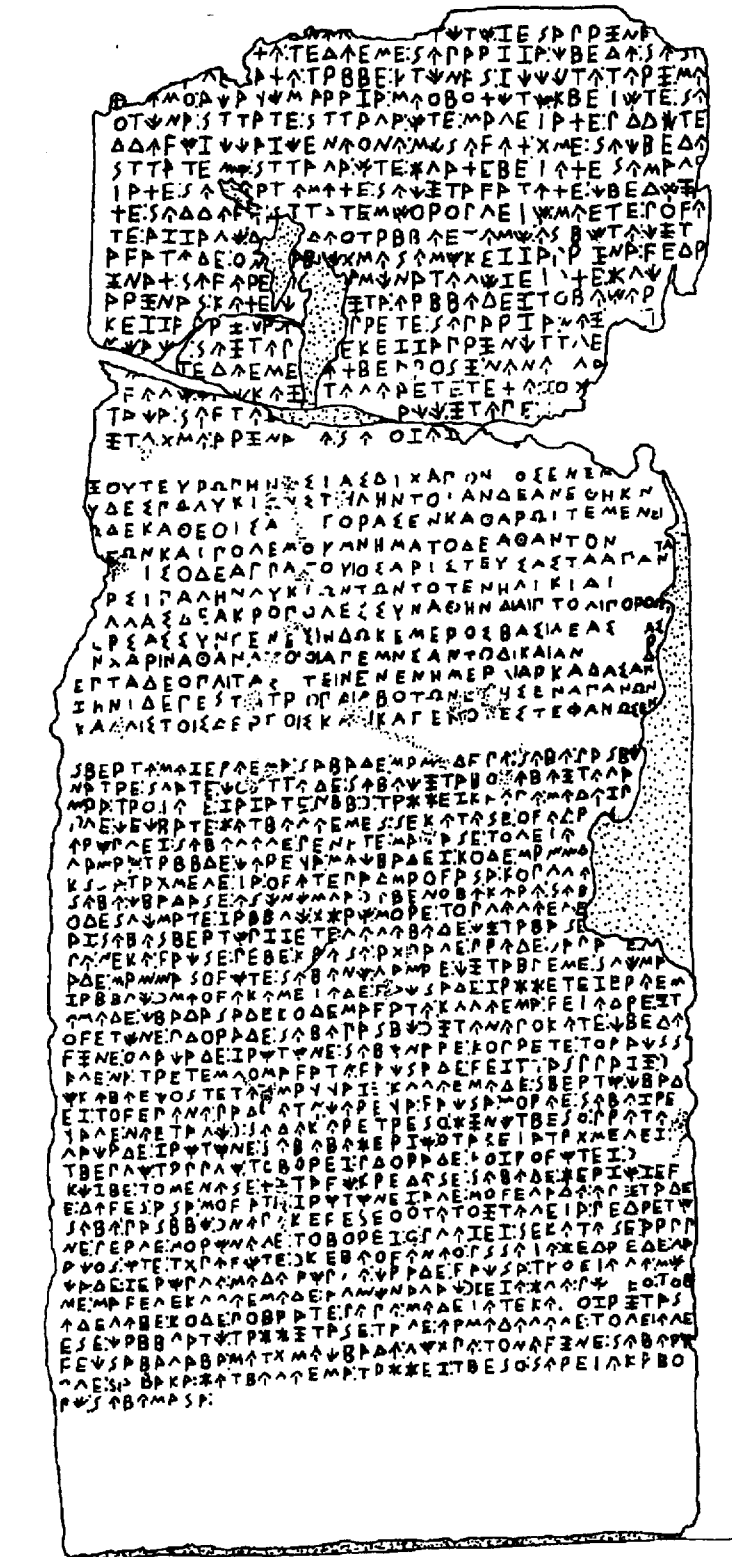
Im Rahmen des Vortrags ist mehrfach die Möglichkeit der Weitergabe anatolischer Verstechniken an die griechischen Nachbarn im Westen ins Auge gefaßt worden. Man darf gespannt sein, ob sich hier weiteres finden läßt.

Wie dem auch sei: Alte Lieder klingen wieder, und man wird künftig auch Kleinasien in die vergleichende Betrachtung der poetischen Formensprache des Mittelmeerraumes, angrenzender Regionen, oder der weiten Indogermania einbeziehen. Der Sprachwissenschaftler hofft, daß die Erforschung der Verskunst auch den Weg zum Textverständnis eröffnen möge, so daß man die betreffenden Texte schließlich gut verstehen und in ihrer Einheit von Form und Inhalt würdigen und schätzen lernt.

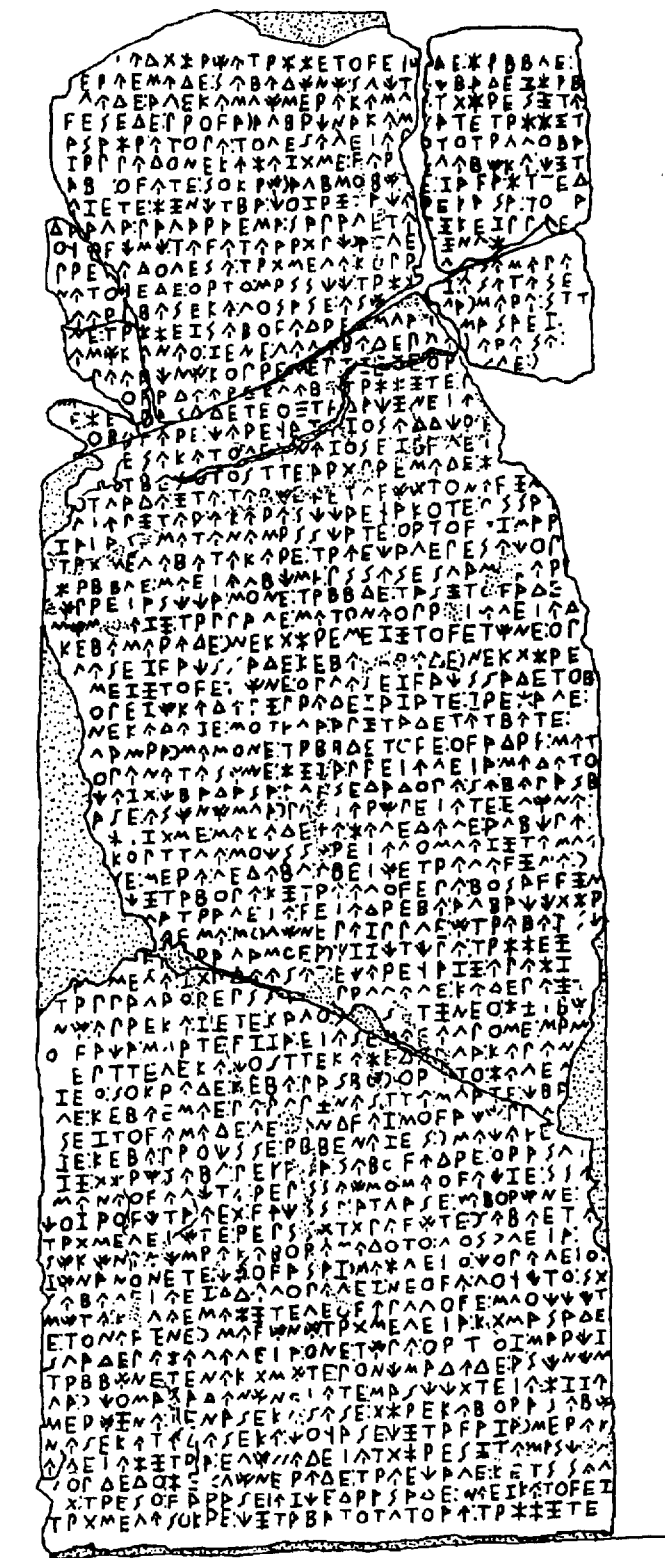
## 9. Appendix (TL 44c-d)

## A. Originalansicht

## 1. Nordseite des Inschriftfeilers von Xanthos in Zeichnung von ROBERT HAUSER



## 2. Westseite des Inschriftpfteilers von Xanthos in Zeichnung von ROBERT HAUSER







## Westseite, obere Hälfte (d 1-37)

- XV  
 ΔΧΞΡΨΤΡΧΞΕΤΟΦΕΙΔΕΧΡΒΒΛΕ  
 ΕΡΤΕΜΤΔΕΣΤΒΤΔΨΝΨΤΛΨΤΥΒΡΔΕΖΧΡΒ  
 ΛΔΔΕΡΔΕΚΑΜΨΜΕΡΔΚΑΜΛΤΧΧΡΕΣΕΤΑ  
 FESEDEPPOFA)
- XVI  
 ΡΑΒΡΨΝΡΚΛΜΡΑΤΕΤΡΧΧΕΤ  
 (ΡΣΡΧΡΤΟΡΤΟΛΕΣΤΛΕΙΛΡΤΟΤΡΑΛΟΒΡ) 5  
 ΙΡΡΡΤΔΟΝΕΕΛΧΙΧΜΕΕΡΛΑΒΨΚΛΨΕΤ  
 ΡΒΙΟΓΤΕΣΟΚΡΨ)
- XVII  
 ΡΑΒΜΟΒΧΕΙΡΡΡΧΤΕΔ  
 ΧΙΕΤΕΧΕΝΥΤΒΡΨΟΙΡΕΡΨΑΡΕΙΡΣΤΟΡ  
 ΔΑΡΑΡΑΡΑΡΡΕΜΑΡΡΑΡΕΤΑΧΕΙΡΓΑΕ 10  
 ΙΟΥΦΨΜΨΤΑΓΤΑΡΡΧΨ)
- XVIII  
 ΡΕΛΕΙΕΝΑΧ  
 (ΡΡΕΤΔΟΛΕΣΤΡΧΜΕΛΛΟΡΡΑΛΑΜΑΡΑ  
 ΑΤΟΧΕΔΕΟΡΤΟΜΡΣΨΤΡΧΨΙΝΣΑΤΑΕ  
 ΑΑΡΑΒΣΕΚΑΛΟΡΡΕΑΤΣΑΡ) 15  
 ΜΑΡΑΤΤ  
 ΧΕΤΡΧΧΕΙΣΑΒΟΓΑΔΡΕΜΑΡΑΜΑΡΡΕΙ  
 ΑΜΧΑΛΑΛΑΛΑΔΕΡΑΑΡΑΑ  
 ΑΑΑΨΧΟΡΡΕΜΕΤΕΕΟΡΑΕ)
- XX  
 ΟΡΡΑΔΑΡΡΕΑΑΒΧΡΧΞΕΤΕΑ  
 ΕΧΕΟΡΑΔΕΤΕΟΕΤΑΡΒΕΝΕΙΛ  
 ΟΡΑΤΑΡΕΨΑΡΕΥΡΤΙΟΣΤΑΔΑΥΟ
- XXI  
 ΕΣΤΑΚΑΤΟΑΡΧΑΙΟΣΕΙΣΧΕΤ  
 ΤΒΓΤΟΣΤΤΕΡΡΧΑΡΕΜΑΔΕΧ 20  
 ΟΤΑΡΑΔΕΤΑΤΑΡΧΕΤΑΡΨΧΤΟΝΤΕΙΑ
- XXII  
 ΑΙΑΡΕΤΑΡΑΤΑΡΑΨΨΡΕΙΡΚΟΤΕΑΣΡΑ  
 ΙΑΡΑΜΑΤΑΝΑΜΡΣΨΡΤΕΟΡΤΟΦΙΑΡΡ 25  
 ΤΡΧΑΕΑΒΑΤΑΚΑΡΕΤΡΑΕΨΡΑΕΡΕΣΤΥΟ
- XXIII  
 ΧΡΒΒΛΕΜΤΕΙΑΑΒΨΜΛΣΣΑΕΣΑΡΜΑΤΡ  
 ΨΡΕΙΡΨΨΡΜΟΝΕΤΡΒΒΔΕΤΡΣΕΤΟΦΔΕ  
 ΑΙΕΤΡΑΡΑΕΜΑΤΟΝΑΟΡΡΕΙΑΛΕΙΑ  
 ΚΕΒΑΜΑΡΑΔΕ) 30  
 ΝΕΚΧΡΕΜΕΙΤΟΦΕΤΨΝΕΟΡ)
- \*XXIV  
 ΛΑΛΕΙΡΨΣΡΑΕΚΕΒΑΤΑΔΕ) 30  
 ΝΕΚΧΡΕ  
 ΜΕΙΤΟΦΕΤΨΝΕΟΡΑΑΕΙΡΑΨΣΡΑΕΤΟΒ  
 ΟΡΕΙΨΚΑΔΑΓΕΡΑΔΕΙΡΑΡΕΙΡΕΧΡΑΕ  
 ΝΕΚΑΔΑΙΕΜΟΤΑΡΡΡΕΤΡΑΕΤΑΤΒΑΤΕ  
 ΑΡΜΡΡ)
- XXIV  
 ΜΑΜΟΝΕΤΡΒΡΔΕΤΟΦΕΟΡΑΡΡΑΤ  
 ΟΡΑΤΑΤΑΨΝΕΧΕΙΡΡΡΕΙΑΛΕΙΡΑΤΑΤΟ 35  
 ΨΑΙΧΨΒΡΑΡΣΡΑΕΣΕΑΡΑΟΡΑΤΑΒΑΡΡΑ  
 ΑΡΕΑΤΨΝΨΑΑ)
- XXV

## Westseite, untere Hälfte (d 37-71)

XXVI	<p> <math>\begin{array}{l} \text{I X M E M A K A D E T A T A E A T A E P A B V R A} \\ \text{K O R T T A A M O V S S A P E I A A O M A A I E T A M A} \\ \text{Y E M E P A A E A T A B A B E I Y E T R A A A F E A A} \end{array}</math> </p>	40
XXVII	<p> <math>\begin{array}{l} \text{Y E T R B O R A K E T R A A O F E R A B O S A F F E M} \\ \text{A T R P A E I A F E I A A P E B A A A B R A V X X P} \\ \text{A E M A M A A W N E R A I R A E W T R A B A T A} \\ \text{A R A P M C E P I} \end{array}</math> </p>	
XXVIII	<p> <math>\begin{array}{l} \text{Y I I A T A A T R * * E E} \\ \text{M E A A I X A} \\ \text{T R R R A P O R E S A A A A A A A A A A A A A A A A} \\ \text{A A A P R E K A I E T E K A A} \end{array}</math> </p>	45
XXIX	<p> <math>\begin{array}{l} \text{O F A V M A P T E F I I P E I A A A A A A A A A A A A} \\ \text{E R T T E A E K A A O S T T E K A A A A A A A A A A A} \\ \text{I E O J O K P A A E K E B A P P S B O} \end{array}</math> </p>	50
XXX	<p> <math>\begin{array}{l} \text{A E K E B A A M A E R A A A A A A A A A A A A A A A A} \\ \text{S E I T O F A} \\ \text{I E K E B A A P O V S S E P B B E A A I E S} \end{array}</math> </p>	
XXXI	<p> <math>\begin{array}{l} \text{I E * * P A} \\ \text{M A A A O F A} \\ \text{A O I P O F A T R A E X A A A A A A A A A A A A A A} \end{array}</math> </p>	55
XXXII	<p> <math>\begin{array}{l} \text{A T A P S E A A B O P W N E} \\ \text{T R X M E A E I A T E P E R S A A T X A A F A T E A A A E T} \\ \text{I W K W A} \\ \text{I W A} \end{array}</math> </p>	
XXXIII	<p> <math>\begin{array}{l} \text{M A A A E I A} \\ \text{Y A B A A A I A E I A A A A A A A A A A A A A A A A A} \\ \text{M A T A} \\ \text{E T O A} \end{array}</math> </p>	60
XXXIV	<p> <math>\begin{array}{l} \text{M A F W A A T R X M E A E I P K X M P S P A E} \\ \text{A A P A E A} \\ \text{T R B B A} \\ \text{A A A} \end{array}</math> </p>	65
XXXV	<p> <math>\begin{array}{l} \text{V O M A} \\ \text{M E P A} \\ \text{A A} \end{array}</math> </p>	
XXXVI	<p> <math>\begin{array}{l} \text{M E P A A} \\ \text{A A} \\ \text{O R A E A O A} \\ \text{A A} \end{array}</math> </p>	70
XXXVII	<p> <math>\begin{array}{l} \text{M A E I A} \\ \text{T R X M E A} \\ \text{A A} \end{array}</math> </p>	

Oberer  
Rand des  
Sockels

## C. Metrische Analyse des Poems der Stele von Xanthos

(TL 44c 32–65, d 1–71; Sprache „Lykisch B“; ca. 400 v. Chr.)

Akzentuierendes Metrum mit Strophen zu je fünf vierhebigen Versen von alternierendem Rhythmus mit einsilbiger Hebung und ein- bis zweisilbiger Senkung, stets mit Hebung im Versanfang, meist mit männlichem, gelegentlich mit weiblichem Versausgang, wobei die Analyse vorerst nur beim siebensilbigen Minimalvers hinreichend eindeutig ausfällt; Stabreim (z. B. w:w VII 5, x:x XXXV 5, viermal t IX 4) sowie Endassonanz oder Endreim als fakultative Schmuckmittel.

Erklärung der Symbole: ‘–’ = Hebung (‘guter’ Taktteil, den Versiktus tragend; keinesfalls als ‘Länge’ aufzufassen!), ‘◡’ = Senkung (‘schlechter’ Taktteil, ohne Versiktus; keinesfalls als ‘Kürze’ aufzufassen!); runde Klammern wie in s(e)be umschließen einen metrisch nicht mitgezählten Vokal; (◡) (Symbol für die Senkung in runden Klammern) = fakultative, nicht sicher ansetzbare zusätzliche Senkung; Buchstaben mit untergesetztem Circellus (r, l, m, z usw.) = silbengipfelbildende Impedienten (metrisch relevant, doch in Fällen wie *metmme* nur fakultativ silbisch und oft nicht klar erkennbar); [ ] = Restitution einer zerstörten Textstelle; { } = Tilgung des Herausgebers; < > = Ergänzung des Herausgebers; \$ = Wiedergabe des halbkreisförmigen lykischen Strophen-teilers (Markierung eines Strophenendes). Zur Textgrundlage vergleiche man Anm. 140.

I 1	<sup>c32</sup> sḅrte:mē zirēima:sabādi:	–◡	–◡	–◡◡	–◡
2	ṃrk <sup>w</sup> k <sup>w</sup> dipē:sebē.pasbā[:]	–◡	–◡	–◡	–
3	<sup>c33</sup> nātri:slāti.xūstedī:	–◡	–◡	–◡	–
4	sēbe xñtābu[:]s(e)be n̄tē la <sup>c34</sup> k <sup>w</sup> rā:	–◡◡	–◡◡	–◡	–
5	trūjelī:zazāni:†nbb:\$:	–◡	–◡	–◡	<–>
II 1	ṭrq̣qizkkēpe:mēde zp <sup>c35</sup> plī:	–◡	–◡	–◡	–
2	xīxbatī:qetbēleimīs:	–◡	–◡	–◡	–
3	sīke tēsi:uwēdris <sup>c36</sup> erēpliz:	–◡	–◡◡	–◡◡	–◡
4	sēbe lēli:pīnatī:	–◡	–◡	–◡	–
5	māsasī:tulījew[ī?:\$]	–◡	–◡	–◡	–
III 1	<sup>c37</sup> lāk <sup>w</sup> ra:ṭrḅbdi:xērigā:	–◡	–◡	–◡	–
2	mē xbadīz:kudi:ṃrk <sup>w</sup> k <sup>w</sup> di [ ~ ] <sup>c38</sup> kssa	–◡	–◡◡	–◡	[–]◡
3	ṭrṃmilī{:}ja:ūwetī	–◡	–◡	–◡	–
4	pādmruwāsa:kūpple[se? ~]	–◡	–◡	–◡[◡	–]
5	<sup>c39</sup> sēbe:xbadāsi:esānāmlā:\$	–◡◡	–◡◡	–◡	–
IV 1	ēbinūbe:kēre:s(e)b[ ... ] <sup>c40</sup> ūdi	–◡	–◡	–◡[◡]	–◡
2	slāmatī:zrbblā:ṃqrē:	–◡	–◡	–◡	–
3	mūri:tūplelēimi [(:) ~ ] <sup>c41</sup> az:	–◡	–◡	–[◡	–]◡

4	<i>sēbe sbīrtē p̄ziī:</i>	-U	-U	-U	-
5	<i>lēlebēdi:xñtābasī[:\$]</i>	-U	-UU	-U	-
V 1	<i>[ ̣ ̣ ]<sup>c42</sup>pe:n̄ke:wāxsi:</i>	[ -U	-]U	-U	-U
2	<i>pībi:krēse:ṛm̄palī:</i>	-U	-U	-U	-
3	<i>prēdi:xapāxi:l[āx]<sup>c43</sup>adī:</i>	-UU	-U	-U	-
4	<i>m̄rk<sup>wk</sup>wasuwēti:s(e)be nē:lak<sup>w</sup>ri:</i>	-UU	-UU	-U	-
5	<i>xñtabāimi:slāma<sup>c44</sup>zṛbblā:\$</i>	-U	-U	-U	-U
VI 1	<i>mē uwē kem̄jedī:</i>	-U	-U	-U	-
2	<i>wāxsadī:zrq̄ti zirēm<sup>c45</sup>e</i>	-U	-U	-UU	-U
3	<i>mēdi:xbadāsadi kūdi mawāte:</i>	-UU	-UU	-UU	-U
4	<i>kllēima:wijēdri:ṛ<sup>c46</sup>uwitēni:</i>	-UU	-U(U)	-U	-U
5	<i>pdūradī:sebē pasbā:\$</i>	-U	-U	-U	-
VII 1	<i>ṛte nē pukēti:xbidē<sup>c47</sup>wñni:</i>	-U	-U	-UU	-U
2	<i>ūlaxādi:zrētēnī:</i>	-U	-U	-U	-
3	<i>sēbē nāri:kūpriī:</i>	-U	-U	-U	-
4	<i>tūraxs<sup>c48</sup>(a)li:nā[:}tri tūmlu mawāte:</i>	-UU	-U	-UU	-U
5	<i>wāxsadī:wizttāspazṛ:\$</i>	-U	-U	-U	-
VIII 1	<i><sup>c49</sup>ēkebej xūstite ūmrggāzṛ:</i>	-UU	-UU	-U	-U
2	<i>kllēimedī:sbirē:xbad<sup>c50</sup>iz:</i>	-U	-U	-U	-
3	<i>tūwi pēne:pādreṛē:</i>	-U	-U	-U	-
4	<i>xērigā:waxsā:muṛēi:</i>	-U	-U	-U	-
5	<i>sēbe zṛ<sup>c51</sup>gali:nēitalā:\$</i>	-U	-UU	-U	-
IX 1	<i>sēde kēri trīsu:qñnā tḥīsu:</i>	-U	-U	-UU	-U
2	<i>prēte<sup>c52</sup>lāxadī:zrētēni:</i>	-U	-U	-U	-U
3	<i>sēbebe qīrzē:ūtakīja</i>	-UU	-U	-U	-U
4	<i>tṛm̄miliz:<sup>c53</sup>tḥīplē:tṛpplē:tubūriz:</i>	-UU	-U	-UU	-U
5	<i>pdūradī:xuzrūwēūz:\$</i>	-U	-U	-U	-
X 1	<i><sup>c54</sup>xāzbi:tūminēsi:hñtāwā:</i>	-U	-U	-UU	-U
2	<i>krīdesī:sebedī:qīrzē:</i>	-U	-UU	-U	-
3	<i>zīw<sup>c55</sup>i:dēwis:āsa:muwāti:</i>	-U	-U	-UU	-U
4	<i>zrētēniz:āli:muwīladē:</i>	-UU	-UU	-U	-
5	<i>ēpṛ tādī<sup>c56</sup>sebē:pasbbā:\$</i>	-U	-UU	-U	-

XI 1	<i>nēpe kīwisītu ufētū</i>	- U	- U	- UU	- U
2	<i>ñtelīja:pīdritē<sup>c57</sup>ni:</i>	- U	- U	- U	- U
3	<i>pīrli:murēnedi:tūburiz:</i>	- UU	- UU	- U	-
4	<i>ūpleziz:sikē tesī:</i>	- U	- U	- U	-
5	<i>ārpp<sup>c58</sup>axus:ēti:tñpewētī:\$</i>	- UU	- U	- U	- U
XII 1	<i>kībe ūwe nēu:pssejē:</i>	- U	- U	- U	-
2	<i>qīdridī:la<sup>c59</sup>xādi:zirēple:</i>	- U	- U	- UU	- U
3	<i>mēderēple:xrādi:wāxsa:</i>	- U	- U	- U	- U
4	<i>trūijele:mē<sup>c60</sup>mi:māwilī</i>	- UU	- U	- U	-
5	<i>kllēimedī:alk<sup>w</sup>ānalāx:\$</i>	- U	- U	- U	-
XIII 1	<i>kīze:qlē:pēñīu:tub<sup>c61</sup>ēdi</i>	- U	- U	- UU	- U
2	<i>lēbi:kūdi:pūbrati:pēre:</i>	- U	- U	- UU	- U
3	<i>mēdije tīke:xuzrñtas<sup>c62</sup>isi:</i>	- UU	- UU	- U	- U
4	<i>xrbbłatā:tṛqqñtāsi:tāli:</i>	- UU	- U	- U	- U
5	<i>ērmedelēli:tulījelī[:\$]</i>	- UU	- UU	- U	-
XIV 1	<i><sup>c63</sup>wīxsabalāba:mētñme<sup>(n)</sup>xbāde:</i>	- UU	- U	- (U)U	- U
2	<i>lēmpē:tunēwñni:sēberē<sup>c64</sup>pli:</i>	- UU	- (U)U	- U	- U
3	<i>sābakā:qetbēleimā:</i>	- U	- U	- U	-
4	<i>tṛqqiz:tbīsu:sērijē</i>	- U	- U	- U	-
5	<i>kābu<sup>c65</sup>rā:sebē masā:&lt;\$&gt;</i>	- U	- U	- U	-
XV 1	<i>d1[ ~ ]h? edñqrē:etrqqī tuwijēdi:</i>	- UU	- UU	- UU	- U
2	<i>qṛbbli: d2z? irēimedī:sebedēnē:</i>	- UU	- U	- UU	- U
3	<i>slātu:xbādiz:qṛb<sup>d3</sup>bledī:</i>	- U	- U	- U	-
4	<i>ālikēmlē mīrekēmlē</i>	- U	- U	- U	- U
5	<i>tñqrisñtē: d4 wisidī:pruwā \$</i>	- UU	- UU	- U	-
XVI 1	<i>ālbrānāke:mlatī:tṛqqñt<sup>d5</sup>āsa</i>	- U	- UU	- UU	- U
2	<i>qrē tupē:tulijēlijē</i>	- U	- UU	- U	-
3	<i>pūtu: tṛlluba<sup>d6</sup>zṛppedū</i>	- U	- UU	- U	-
4	<i>nīke qēzñmi: wēr[i? ]klebēke:</i>	- U	- (U)U	- [U?]U	- U
5	<i>xñt<sup>d7</sup>abā:uwetī:sukrē:\$</i>	- U	- UU	- U	-

XVII 1	ālbmubē:ti:zawā:qtid <sup>d8</sup> ezīti:	-U	-UU	-UU	-U
2	qñnātbā:xuzrñtā xerigāsa:	-U	-UU	-UU	-U
3	tū[k]a <sup>d9</sup> drāla.pākrāima:	-U	-U	-U	-U
4	sāpalītepñ kizpplī	-U	-U	-U	-
5	<sup>d10</sup> ūguwāmā:tewetē armpā:\$	-UU	-UU	-U	-
XVIII 1	ātli tñne:qā[.].ā. <sup>d11</sup> prījedulīse:	-UU	-U	-UU	-U
2	tñmīle:kūpr[l]lēse mepē <sup>d12</sup> ne	-UU	-U	-UU	-U
3	tūbidi:ūrtu:mñssxā:tñqiz:	-UU	-U	-U	-U
4	ēsetēsi <sup>d13</sup> [k]e ēr[b]besīke:	-U	-UU	-U	-U
5	lūsasī:esēñēmlā:\$	-U	-U	-U	-
XIX 1	mēpe:stt <sup>d14</sup> [.]nī tñqiz sebuwēdriz:	-U[U]	-U	-UU	-U
2	mlāt[.] masāiz: <sup>d15</sup> [.]jēmēkē	-[U]U	-U	-U	-
3	nēu:zīni:lēlebēdi	-U	-U	-U	-U
4	plējerēse: <sup>d16</sup> [.]pe ekānē:	-U	-U	[-]UU	-U
5	kūprimi:pñziñ:ūr[a]sī:\$	-UU	-UU	-U	-
XX 1	<sup>d17</sup> mē[pd?] urāde:ēriklēbe:	-[U]	-U	-U	-U
2	tñqññī:p[...] kñid? <sup>d18</sup> [.]jī:	-U	-[U]	-U	-
3	qī[d]ras ddītiū ñtadā	-U	-UU	-U	-
4	xññije [ -U - ] <sup>d19</sup> [.]ubewēri:	-UU	[-U	-]UU	-U
5	xērigaz[:]ē:zusē ddkug[ -U :\$]	-UU	-U	-U	[-U]
XXI 1	[ - ] <sup>d20</sup> [U] jīsekētu:ēwēne	[-U]	-U	-UU	-U
2	zūsi:zbāli t[ - ] <sup>d21</sup> [..]lē	-U	-U	[-U]	-
3	tūsu tūsti:armpāimedī:	-U	-UU	-U	-
4	qā [UU] <sup>d22</sup> [.]ūtade:ñte:terēi:	-[UU]	-UU	-UU	-
5	kītewē {ē}tunēwñn[ī :\$]	-U	-U	-U	[-]
XXII 1	[ - ] <sup>d23</sup> lejēpñ tēre kēre:	-U	-U	-U	-U
2	sxxāija kūti:pssāt[.] <sup>d24</sup> zajāla:	-U	-U	-[U]U	-U
3	mē te nē mñssxāti:urtūwāz:	-U	-U	-UU	-U
4	mār[U] <sup>d25</sup> tñmīlēbe te kēri:	-U	-U	-UU	-U
5	trēi xalī pisē:xup[ - :\$]	-U	-U	-U	[-]

XXIII 1	<sup>d26</sup> qṛbbli:mē ijelbāma:pssēsi:	- U	- UU	- U	- U
2	slāma kērj <sup>d27</sup> [l]ēprijāsxxa:	- U	- U	- U	- U
3	mūni:tṛbbdi:tāsṇtuwādi:	- U	- U	- UU	- U
4	<sup>d28</sup> mēmrezṇ:tṛppali:mētu nēu	- UU	- UU	- U	- (U)
5	prījelijēd[i] <sup>d29</sup> kībe merēdi:\$	- UU	- U	- UU	- U
*XXIV 1	nikm qrimiz ṇtuwitēni:				
2	up <sup>d30</sup> lesiz waxssadi: (*XXIII 5) kibe merēdi:\$				
XXIV 1	nīkm qṛ <sup>d31</sup> miz ṇtūwitēni:	- U	- UU	- U	- U
2	ūplesiz:wāxssadi:tūb <sup>d32</sup> urīz	- UU	- UU	- U	-
3	ēkedēpṇ:prēdi:zazāu:	- U	- U	- UU	- U
4	zṛīqali: <sup>d33</sup> nīke dēzi:mutāla:	- UU	- U	- UU	- U
5	āpṇ tādi:tētbeti: <sup>d34</sup> lāk <sup>w</sup> ra:\$	- U	- U	- UU	- U
XXV 1	mē muni:tṛbbdi:tūwi:uwādra:	- UU	- U	- UU	- U
2	mēr <sup>d35</sup> u pēne tesēni:qṇzā:	- U	- UU	- UU	-
3	prījelīja:mēdetu <sup>d36</sup> xēzṇ:	- U	- U	- UU	- U
4	xbādasa:ālasī dādūpē:	- UU	- UU	- U	-
5	sēbe pasb <sup>d37</sup> āsi:esēnēmlā:\$	- UU	- UU	- U	-
XXVI 1	plējerē:pījeti:īlēne: <sup>d38</sup> qēzṇmi:	- UU	- UU	- UU	- U
2	mē kedijē:qeli dēli:albāpe:	- UU	- UU	- UU	- U
3	<sup>d39</sup> kūptle:mūxssa:pījelūmlez	- U	- U	- U	- U
4	ṇte:mlē <sup>d40</sup> si:mīre:lidēbe:	- U	- U	- UU	- U
5	ībijēi: ? trelēwṇnē:\$	- U	- U	- U	-
XXVII 1	<sup>d41</sup> xṇtabūpe:kṇtrē:eluwīpe:	- U	- UU	- UU	- U
2	būsaw{w} ṇ <sup>d42</sup> [ - ]la:trālijē:	- U (U)	- U	- U	-
3	wījedrībe:ālbaxā:	- U	- U	- U	-
4	mqr <sup>d43</sup> [ U ? ]ēime:mulēnipe:zpplī:	- [UU]	- UU	- UU	-
5	ētrebe:āsx <sup>d44</sup> [ .... ]i: ? ā[.]rala mūw <sup>l</sup> a:\$	- UU	- [U]U	- UU	- U
XXVIII 1	xzāātāpe:tṛqiz: <sup>d45</sup> tṛṇmilē:	- UU	- U	- U	-
2	zṇpde ēse ti xērigāzṇ:	- U	- UU	- U	- U
3	ēpeqz[.] <sup>d46</sup> tṛppalāu:	- U	- [U]	- U	- (U)
4	rīpsseḍi:pṛlleli:kēdipē:	- UU	- UU	- U	-
5	ṇtē <sup>d47</sup> nē ēprike:zīti:kalū:\$	- UU	- UU	- UU	-

XXIX 1	[. ]ēsatññīu:qñībē <sup>d48</sup> uwāxa:	-U(U)	-U	-UU	-U
2	mlāti:wzzā:ijesī:mewelpūmi:	-U	-UU	-UU	-U
3	mṛk <sup>w</sup> [k <sup>w</sup> ] <sup>d49</sup> di pttīlikē:xusttīke	-U	-U	-U	-U
4	qīdralā:ke pēṇē <sup>d50</sup> zīu:	-U	-U	-U	-U
5	sūkredī:kibē:pasbū:\$.	-U	-U	-U	-
XXX 1	ūrttu:qēli d[ē] <sup>d51</sup> li:kībēi	-U	-U	-U	-U
2	mēi:perēpñ:nēstte:mlāti:	-U	-U	-U	-U
3	xbā[da] <sup>d52</sup> sīz tuwēmedī:	-U	-U	-U	-
4	lījenū <sup>1</sup> wez:muwāxā:ppē[.. <sup>d53</sup> zi:	-U	-UU	-U	-U
5	kībe:prūxssi:rbbīnezīs:\$.	-U	-UU	-U	-
XXXI 1	mē xerīg[a] <sup>d54</sup> zñ:mqrē:	-U	-U	-U	-
2	sēbe:pigāsa:sēbuwēdri:	-UU	-U	-U	-U
3	ūraslā <sup>d55</sup> me nē uwe lāte:	-U	-U	-UU	-U
4	rīpsse ēmu:mē uwe:āzi:	-U	-U	-UU	-U
5	ssē <sup>d56</sup> xuzruwāta:ēim:waxssā:\$.	-UU	-U	-U	-
XXXII 1	ātlasī:nebūrēnī:	-U	-U	-U	-
2	<sup>d57</sup> tṛm̃milijēti:ripssē:tṛpewēti:	-UU	-UU	-UU	-U
3	sēbej tē: <sup>d58</sup> sēkēne:māmre	-U	-U	-U	-U
4	kēbure:mēdutu:lūsali:ja:	-UU	-UU	-U	-U
5	<sup>d59</sup> zēna n'ūniti:xrūwasāz:\$.	-U	-UU	-U	-
XXXIII 1	mēqlijū:xupēliū:	-U	-U	-U	-
2	<sup>d60</sup> sēbe lijēiz:ddelūpelīz:	-UU	-U	-U	-
3	nī uwē:lugātu:sṛm̃ <sup>d61</sup> mēte:	-U	-U	-U(U)	-U
4	kllēime qññīli uwē:plluwī:	-UU	-UU	-U	-
5	mlūxxār <sup>d62</sup> tunēwññī:\$.	-U	-U	-U	-
XXXIV 1	mēwēnē:tṛm̃milijā:kṛmasādi	-UU	-UU	-(U)U	-U
2	<sup>d63</sup> slādipē:qelēlijā:	-U	-U	-U	-
3	ūni:tēpe:urtūz:marāz	-U	-UU	-U	-
4	<sup>d64</sup> tṛbbēnīti nē kṛm̃mēti:	-U	-U	-U	-U
5	pūnāmadēdi:asānām <sup>d65</sup> lā:\$.	-UU	-UU	-U	-



XXXV 1	<i>xūmalāde nēnijēti:</i>	- U	- U	- U	- U
2	<i>māsxxm̃ tīje:qzzē<sup>d66</sup>mirēñne:</i>	- U	- U	- U	- U
3	<i>xīnasīke:sesī:m̃qri kebūra</i>	- U	- UU	- UU	- U
4	<i>s(e)bē<sup>d67</sup>nesīke tēdesīke:</i>	- U	- U	- U	- U
5	<i>xūgasī:xñtāwazā:\$</i>	- U	- U	- U	-
XXXVI 1	<i>mīre k<sup>d68</sup>ēdijē qñtrā:</i>	- U	- U	- U	-
2	<i>īlēnedīje:m̃qrisñtē:</i>	- UU	- UU	- U	-
3	<i>māsxxm̃<sup>d69</sup>xūpdidu:qīqlēnirēdi</i>	- U	- UU	- UU	- U
4	<i>trēi xalī:kitssēl<sup>d70</sup>[.j̃m:trīsu:</i>	- U	- U	- U	- U
5	<i>wārasijēz xidrāsadī:\$</i>	- UU	- U	- U	-
XXXVII 1	<i>nēizke:tūwiz<sup>d71</sup>t̃m̃milē:</i>	- U	- U	- U	-
2	<i>sūkri:xñtābatu tētur<sup>l</sup>ē:</i>	- UU	- UU	- U	-
3	<i>t̃rqñti &lt;.....&gt;</i>	- UU	<		>
4	<i>&lt;.....&gt;</i>	<			>
5	<i>&lt;.....&gt;</i>	<			>

Erstellung der Druckvorlage: Dr. ULRIKE HORAK (Wien)

Zeichnungen: Studienrat ROBERT HAUSER (Wien)

Heiner Eichner  
Institut für Sprachwissenschaft  
Universität Wien